Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

Jahrbuch für das Oldenburger Münsterland

Vechta, Oldb, 1969-

Das Oldenburger Münsterland im Wandel

urn:nbn:de:gbv:45:1-5285

Visual Library

Das Oldenburger Münsterland im Wandel

Eine Region droht ihren Ruf zu verlieren

Von Hans-Wilhelm Windhorst

Vorbemerkung

Der Vorstand des Heimatbundes für das Oldenburger Münsterland und der Redaktionsrat des Jahrbuches haben eingehend beraten, wie auf die zahlreichen Negativdarstellungen reagiert werden könnte. Sie beauftragten den Vorsitzenden des Ausschusses für Umweltschutz und Landschaftspflege, Herrn Prof. Dr. Hans-Wilhelm Windhorst, eine Bestandsaufnahme vorzunehmen und kritisch zu analysieren, welche Gegenreaktion inzwischen zu diesen Darstellungen vorliegen. Der Bericht ist hier in vollem Umfange abgedruckt. Vorstand und Redaktionsrat stehen voll hinter diesen Ausführungen und der Aufforderung an die verantwortlichen Politiker und berufsständischen Organisationen, in gemeinsamen Aktionen zu reagieren.

Zweifellos hat sich das Bild des Oldenburger Münsterlandes in den Massenmedien, populärwissenschaftlichen Zeitschriften, aber auch bei der Bevölkerung der Region selbst und in benachbarten Landkreisen seit einigen Jahren entscheidend gewandelt. Dieser Wandlungsprozeß in der Beurteilung eines Raumes, der sich durch eine starke historische Identität[1] und durch eine ausgesprochen leistungsfähige Landwirtschaft und ihr zugeordnete Unternehmen auszeichnet[2], kann sehr weitreichende Konsequenzen haben, wenn ihm nicht begegnet wird.

Wandel in der Beurteilung

Zunächst einmal ist zu fragen, wie sich der angedeutete Wandel erfassen läßt, welches dafür die Ursachen sind, von wem und mit welcher Zielsetzung die andersgeartete Beurteilung formuliert und verbreitet wird, und letztlich, was bislang unternommen worden ist, um diese Beurteilung, soweit sie als nicht zutreffend bezeichnet werden muß, zu korrigieren.

Wenden wir uns zunächst dem ersten Komplex zu, nämlich dem Wandel in der Wahrnehmung und Beurteilung des Oldenburger Münsterlandes als Wirtschafts- und Lebensraum.

Als in den fünfziger und sechziger Jahren die Versorgung der Bevölkerung mit Lebensmitteln zu erschwinglichen Preisen, gleichbleibender Qualität und in ausreichenden Mengen ein Hauptziel der Agrarproduktion war[3], wurden die Organisationsformen, die sich in Südoldenburg ausbildeten, weithin als richtungweisend angesehen. Zwar kam es angesichts

Landesbibliothek Oldenburg

ablaufender Rationalisierungsprozesse, der Reduzierung der Zahl der landwirtschaftlichen Betriebe und der Entstehung agrarindustrieller Unternehmen im Bereich der Geflügelhaltung zu ersten mahnenden Stellungsnahmen, doch fanden sie wenig Gehör, weil für die verbleibenden Betriebe hinreichende Einkommen garantiert schienen. Die Möglichkeit, in Zeiten der Vollbeschäftigung einen Arbeitsplatz in Handwerk, Industrie und im Dienstleistungssektor zu erhalten, war für die aus der Landwirtschaft ausscheidenden Arbeitskräfte wenig problematisch. Gewisse Formen der Tierhaltung (Käfighaltung), die intensive Gülledüngung der landwirtschaftlichen Nutzflächen und die Umwandlung von Grünland, Wald und Mooren in Ackerflächen wurden gleichfalls von weiten Bevölkerungsteilen nicht als Fehlentwicklung angesehen. Da es darum ging, möglichst hohe Produktionsleistungen zu erzielen, ist dies auch verständlich. Angesichts der begrenzten Ausweitungsmöglichkeiten des Nutzlandes wurde von den Beratern der Landwirtschaftskammer die innerbetriebliche Aufstockung als der zu beschreitende Weg propagiert. Hierunter versteht man die Erhöhung der Nutztierbestände auf der Grundlage des Futterzukaufes. Steigende Nachfrage nach tierischen Nahrungsmitteln, der ungehinderte Import von Futtermitteln, verbesserte Kühl- und Transportmöglichkeiten, leistungsfähigere Nutztiere und die Ausbreitung neuer Anbaufrüchte (Gerste, Mais) auf der Grundlage der Gülledüngung waren einige der steuernden Ursachen. Neben den Hybridtieren hat vor allem der Hybridmais, sei es als Grün- oder Körnermais, ganz entscheidend zur Ausbildung des agrarischen Intensivgebiets in Südoldenburg beigetragen. Seine hohe Gülleverträglichkeit, seine vielseitige Einsatzmöglichkeit als Tierfutter, die Selbstverträglichkeit in ununterbrochenem Anbau und seine Ertragsleistungen begründeten den schnellen Ausbreitungsprozeß[4]. Die Kammern propagierten seinen Anbau und taten sehr viel hinsichtlich der Verbreitung der notwendigen Kenntnisse für Anbau und Verwertung. Die Beurteilung dieser (neuen) Kulturpflanze war durchweg positiv.

Der Landwirtschaft in Südoldenburg kam Modellcharakter[5] zu. Technologischer Vorsprung, moderne Betriebsformen und Betriebssysteme, eine sinnvolle Zuordnung von vor- und nachgeordneten Unternehmen, leistungsfähige Vermarktungseinrichtungen und ein hoher Ausbildungsstand der Betriebsleiter waren u. a. Garanten für den Erfolg[6]. Das Oldenburger Münsterland wurde durch wissenschaftliche Untersuchungen über den engeren Nordwesten hinaus bekannt und das Ziel zahlreicher Exkursionen von interessierten Landwirten, Studenten und Wissenschaftlern aus der gesamten Bundesrepublik und dem Ausland.

In der Region selbst war man sich seines Erfolges bewußt, mit Recht stolz darauf und bestrebt, die erreichte Rangstellung zu halten[7]. Versäumt wurde es allerdings, in den siebziger Jahren die unabhängigen wissenschaftlichen Institutionen zu fordern und einzurichten, die die Entwicklung des agrarischen Intensivgebietes in der Forschung begleitet hätten und durch Konzipierung einer weiterführenden Technologie in der Lage gewesen wären, sich abzeichnende Probleme bereits zu Beginn aufzufangen. Darüber hinaus wäre es ihre Aufgabe gewesen, die Neuerungen bereitzustellen, die auch die zukünftige Spitzenstellung garantiert hätten. Dieser Mangel sollte dann in den siebziger und frühen achtziger Jahren

Landesbibliothek Oldenburg

besonders spürbar werden, als die holländische Konkurrenz zunahm und ökologische Probleme auftraten. Ein erster Hinweis auf eine beginnende Veränderung in der Wahrnehmung und Beurteilung der ablaufenden Entwicklung in der Agrarproduktion zeichnete sich zu Beginn der siebziger Jahre ab, als es bei einigen agrarindustriellen Unternehmen zu Schwierigkeiten bei der Güllebeseitigung kam. Entsprechende Berichte in der Lokalpresse und die Gülleverordnung des Landkreises Vechta[8] waren deutliche Hinweise. In den folgenden Jahren wurde es jedoch wieder still um die damals bedrückenden Probleme (Geruchsbelästigung, mißbräuchliche Verwendung bzw. Beseitigung der Gülle). Entweder war ein Gewöhnungseffekt bei der Bevölkerung eingetreten, oder es kam in der Tat zu einer geringeren Belästigung. Die Übernahme der Gülle aus den agrarindustriellen Unternehmen durch benachbarte Landwirte entschärfte die Situation.

Eine entscheidende Rolle hat hierbei die Verteuerung des Mineraldüngers im Gefolge der Ölkrise (1973) gespielt. Nun nämlich erreichte die hochwertige Gülle bei den Landwirten eine zunehmende Attraktivität, obwohl die agrarindustriellen Unternehmen sie aus der Hühnerhaltung verdrängt hatten. Die zu verzeichnenden Einbußen konnten jedoch durch Aufstokkung der Schweinebestände und gesteigerte Erträge im Pflanzenbau ausgeglichen werden. Diese Form der Zusammenarbeit schien das Problem der Gülleverwertung einer Lösung zugeführt zu haben. Allerdings war es nur eine Scheinlösung, denn bei beständiger Ausweitung der Tierbestände[9] sowohl in bäuerlichen Betrieben als auch in der Agrarindustrie wurde gegen Ende der siebziger Jahre eine Grenze der Aufnahmefähigkeit für Gülle und Hühnertrockenkot erreicht. Die Ausweitung der landwirtschaftlichen Nutzfläche war zu einem Abschluß gelangt, die Tierbestände waren jedoch immer weiter erhöht worden. Die Konsequenzen dieser Entwicklung wurden zunächst der breiten Öffentlichkeit und auch den Agrarproduzenten nicht bewußt. An mahnenden Stimmen hatte es nicht gefehlt[10], doch wurden sie nicht gehört.

Die lauter werdenden Proteste richteten sich anfangs nicht gegen die Gülledüngung, sondern gegen die Haltung von Hühnern in Käfigen. Sie waren auch nicht auf einen Produzenten fixiert, sondern mehr eine allgemeine Ablehnung der nicht artgerechten Haltung. Eine lange währende Auseinandersetzung war die Folge, wobei jede Partei wissenschaftliche Gutachten für ihren Standpunkt beibrachte. Währenddessen setzte sich der Strukturwandel fort, und es wurden unvermindert hohe Güllegaben auf die Böden aufgebracht, obwohl sich deren Nährstoffgehalt zwischenzeitlich entscheidend erhöht hatte.

Erst im Gefolge einer allgemein kritischeren Einstellung der Bevölkerung zu umweltbelastenden wirtschaftlichen Aktivitäten, ausgelöst vor allem durch die Diskussion um die Endlagerung von radioaktiven Brennstoffen und das Waldsterben, begann sich der Unwille über die Formen der Agrarproduktion in Südoldenburg und ihre Umweltbelastung anders zu artikulieren. Hierbei waren es zunächst vor allem vier Gruppen, die diese veränderte Einstellung formulierten und verbreiteten, die Biologische Schutzgemeinschaft Hunte (BSH), die „Grünen", Vertreter des „Bauernblattes Weser-Ems" und der „Agrarsoziale Arbeiskreis". Letztere nahmen jedoch

Landesbibliothek Oldenburg

hauptsächlich Stellung zu agrarpolitischen Fragen im Zusammenhang mit dem Gülleerlaß und der Ausweitung agrarindustrieller Unternehmen. Schon aus diesem Hinweis ist zu entnehmen, daß Auslöser und Zielrichtung sehr unterschiedlich waren.

Ein Klischee entsteht und verfestigt sich

Auf die vielen Stellungnahmen der BSH, die an unterschiedlichster Stelle veröffentlicht worden sind, soll hier nicht eingegangen werden. Wenngleich sie sicherlich vielfach überspitzt waren und man mit Recht fragen kann, ob der beschrittene Weg und die Form der Artikulation des Protestes letztlich den beabsichtigten Erfolg gehabt haben, ist zuzugestehen, daß hier versucht worden ist, die Natur vor schädigenden Einflüssen zu bewahren. Unbestritten ist allerdings auch, daß der erste umfassende Beitrag[11], der eine bestimmte Klischeevorstellung publizierte, entscheidend auf Informationen aus der BSH fußte.

Schon die Überschrift „Ein Land bekommt den Schwedentrunk"[12] deutet an, wohin der Bericht zielt. Es geht um die Überversorgung mit Gülle und Hühnertrockenkot. Neben den geschickt gewählten Fotos wird im Text ein kennzeichnendes Bild des Oldenburger Münsterlandes und seiner Landwirtschaft gezeichnet. Es heißt dort:[13]

Nirgends in der Welt konzentriert sich die Massentierhaltung so sehr wie um das niedersächsische Vechta. Folge: Jauche gefährdet menschliche Gesundheit, Boden und Wasser.

Jauche, Gülle, Flüssigmist – das stinkt zwar, steht aber nicht im Geruch großer Umweltschädlichkeit. Im Gegenteil: Viele, denen die chemische Landwirtschaft Horrorvisionen bereitet, verbindet mit den Ausscheidungen des lieben Viehs die Vorstellung von gesundem Ackerbau.

Wenn der Geruch nicht allzu penetrant wird, ist der flüchtige Besucher sogar geneigt, ihn als „gesunde Landluft" einzuatmen.

Wo aber Gülledüngung zum grünbraunen Dauerregen wird, wo es einer ausufernden Massentierhaltung nicht mehr um Stickstoffzufuhr für den Boden, sondern nur noch darum geht, täglich neu auflaufende Kotfluten loszuwerden, wird aus einer landwirtschaftlichen Notwendigkeit ein landwirtschaftlicher Notstand auf Dauer.

Um die Folgen ist zwischen den Massentierhaltern Südoldenburgs und den Naturschützern ein permanenter Krieg entbrannt. Es ist ein Scheiß-Krieg, denn es geht um Exkremente.

Angesichts eines Feldes, auf dem die Maisstoppeln zehn Zentimeter hoch mit Fäkalschlamm eingedickt sind, mag man nicht mehr glauben, daß Landwirtschaft etwas mit Kultur zu tun hat. Angesichts eines Baches, der als klares Fließgewässer hinter der Hofmauer eines Schweinemästers verschwindet und als schwach verdünnte Jauche auf der anderen Hofseite in Richtung Dümmer fließt, hört man auf, sich mitfühlend in die Situation eines Massentierhalters zu versetzen. Und vor einem Feld, auf dem der Viehkot gelb erstarrt ist, und wo der Bauer in Erwartung des Tauwetters vorsorglich einen Jauche-Stichkanal zum nahen Bach gescharrt hat, endet die Einsicht in „wirtschaftliche Sachzwänge".

Hier ist nun erstmals in aller Deutlichkeit formuliert, wie die Landwirtschaft des Oldenburger Münsterlandes z. T. von außen gesehen und beurteilt wird.

Landesbibliothek Oldenburg

Die Verbreitung solcher Urteile erfolgt allerdings nicht nur in schriftlicher Form, sondern auch in Vorträgen. K.-H. Hanken aus Goldenstedt, dessen Stellungnahmen wir noch mehrmals begegnen werden, berichtete auf einer Tagung der „Gemeinschaft für Natur- und Umweltschutz" in Gütersloh über die Struktur und die Probleme der Landwirtschaft in Südoldenburg. Laut Westfalen-Blatt[14] werden die Konsequenzen der agrarindustriellen Entwicklung von Hanken in folgender Weise zusammengefaßt:

„Der Kreis Vechta entwickelt sich zur Gülle- und Abfall-Lagune der Nation!"

Die Vorstellung, daß das Oldenburger Münsterland durch penetranten Gestank, überquellende Güllebehälter und eine unverantwortlich hohe Düngung mit tierischen Exkrementen zutreffend charakterisierbar sei, setzte sich in der Folgezeit in zahlreichen Berichten in der benachbarten Lokalpresse[15], Buchpublikationen[16] und in den Massenmedien[17] durch. Nur drei Beispiele mögen dies belegen. Der Fernsehfilm „Und ewig stinken die Felder"[18] führte dem deutschen Fernsehpublikum dieses Klischee vor, in Bild und Ton.

Eine Güllelagune, geschickt mit einer kurzen Brennweite fotographiert und damit überzeichnet, wird z. B. mit folgendem Text unterlegt:

„Scheiße, soweit das Auge reicht? Dieser künstliche See sammelt die Ausscheidung der Hennen einer einzigen Hühnerfarm. Es ist flüssiger Mist, die Gülle! Eine ‚Güllelagune' sagen die Oldenburger. Für eine halbe Million Tiere. Aber im Landkreis Vechta produzieren fünfzehn Millionen Hennen ständig Gülle und fast zwei Millionen Schweine.[19]

Stinkende Gülle verteilen Güllekanonen über das ganze Südoldenburger Land. Eine Landschaft als Latrine! Tierische Gülle ist aber nicht nur lästiger Abfall, in Maßen verwendet düngt sie sinnvoll den Boden. Aber das Maß ist überschritten. Jeder konnte seinen Viehbestand beliebig vergrößern, bis die Gülle das Land überschwemmte.[20]

Landschaft als Latrine. Als Südoldenburg längst ‚Gülleland' geworden war, kam zu spät so etwas wie Besinnung. Seit die Felder ewig stinken, soll ein Gülleerlaß regeln, wer wieviel auf welche Flächen bringen darf."

Unter einem ähnlich einprägsamen Titel veröffentlichten die beiden Filmautoren zu Beginn des Jahres 1984 ein Taschenbuch: „Wer hat das Schwein zur Sau gemacht?"[21] Auch hier werden die identischen Vorstellungen wiederholt, wobei die subjektive Wahrnehmung der Region sehr detailliert beschrieben wird. Es heißt z. B.:[22]

„Wir passieren die Grenze des Landkreises. Es fängt an zu stinken. Landluft. Hühnergülle. Schweinegülle. Anderswo sagt man Jauche, was aber ‚streng wissenschaftlich' nicht dasselbe sein soll. Für uns ist es zunächst mal ganz einfach flüssiger Tiermist. Und der macht sich deutlich bemerkbar. Das Land stinkt!

Wir bekommen Kopfschmerzen, die wir behalten, solange wir uns in Südoldenburg aufhalten, Kopfschmerzen, die bei jedem Besuch wiederkommen. Zu nahe an einem Jauchewagen, zu nahe an einem frisch gegüllten Feld – und die Augen brennen. Das Land ist flach. Endlose Maisfelder, ein paar Dörfer. Ab und zu ein Wäldchen, immer wieder Güllewagen, ein paar Pferde.

Landesbibliothek Oldenburg

Das Land ist langweilig. Auf gut ausgebauten Straßen fahren wir vorbei an ‚Bauern'häusern, die weiß oder rot geklinkert sind, mit Walmdächern, großen gepflasterten Hofplätzen, kleinen Vorgärtchen, mit Springbrunnen oder Miniaturfontänen herausgeputzt und vor Sauberkeit blinkend. Sie würden in jedem Villenvorort einer beliebigen deutschen Kleinstadt nicht besonders auffallen.
Keine Misthaufen, keine herumstehenden Geräte, und – außer dem Hofhund – sehen wir keine Tiere. Dabei soll es in diesem nur 800 km² großen Landkreis doch knapp zwei Millionen Schweine, über fünfzehn Millionen Hühner und noch einige hunderttausend Stück Rindvieh geben! Schließlich befinden wir uns in einem Gebiet, in dem (im Verhältnis zur Fläche) die meisten Tiere der Welt produziert werden.
Langsam merken wir, daß wir nach ganz falschen Bildern suchen. Hier gibt es keine Landwirtschaft mit krähendem Hahn auf dem Mist. Hier müssen wir erst sehen lernen."
Das „richtige Bild" der Landwirtschaft wird dann anschließend auf 225 Seiten in Bild und Text präsentiert.
Für den eiligen Leser und zur ersten Information ist auf dem hinteren Deckel des Taschenbuches eine Kurzzusammenfassung des Buchinhaltes abgedruckt. Dieser Text kennzeichnet die Vorstellung, die man teilweise außerhalb Südoldenburgs von dessen Landwirtschaft und gesamter Wirtschaftsstruktur hat, in besonders deutlicher Weise!
„Zwei Dinge sind es, die Südoldenburg, im Norden unseres Landes gelegen, auszeichnen: Nirgendwo in Deutschland sind so viele Mercedes-Benz-Limousinen zugelassen wie hier, was zumindest verrät, daß man sich in diesem Landstrich auf Geldverdienen versteht, und nirgendwo sonst auf der Welt wird die Tierproduktion so intensiv betrieben wie hier, was verrät, womit das Geld verdient wird. Doch die alte Weisheit, daß Geld nicht stinkt, stimmt in Südoldenburg schon lange nicht mehr, denn hier stinkt es fürchterlich, tagein, tagaus. Millionen Liter Hühner- und Schweinegülle fließen täglich aus den Ställen der Massentierhaltung, der Boden kann mit den Tierexkrementen längst nicht mehr fertig werden, das Grundwasser ist durch die Nitrate verseucht. Dabei sollte Südoldenburg das Landwirtschaftsmodell der Zukunft werden. Aber seit die Viehhaltung hier industriell betrieben wird, steigen auch in dieser Musterregion die Arbeitslosenzahlen. Alle hatten geglaubt, bei dem großen Geldrausch kräftig mitverdienen zu können, doch allmählich wird den Bauern klar, daß ihre Landwirtschaft am Ende auf der Strecke bleiben wird – das goldene Geschäft machen nur ein paar Konzerne.
Südoldenburg als Zukunftsmodell unserer Landwirtschaft – ein Beispiel, das jeden das Fürchten lehren kann."
Das Magazin STERN publizierte einen Bericht[23] unter der Überschrift: „Stirbt nun der Acker?" Kommentare zu den Fotos sprechen eine deutliche Sprache. Hierfür einige Beispiele:
„Mit Massentierhaltung wird viel Geld gemacht, werden Boden und Grundwasser vergiftet." „STERN-Reporter ... fanden im Zentrum der Massentierhaltung erste Anzeichen einer neuen Umweltkatastrophe."
„Der Fäkalien-Abfall ergießt sich als Dauer-Dusche auf die Felder, auf denen außer Mais nichts mehr gedeiht."

Landesbibliothek Oldenburg

Der Text des Beitrages ist weitaus sachlicher gehalten als der o. g. Filmkommentar. Er deutet auf eine Reihe unverkennbarer Probleme hin. Aber auch hier werden z. T. wenig differenzierte Pauschalurteile gefällt, werden Emotionen geweckt:

Neben dem Klischee „Gülleland" wird ein zweites aufgebaut, nämlich das der alle anderen landwirtschaftlichen Aktivitäten erstickenden Agrarindustrie. Hierauf soll an dieser Stelle nicht näher eingegangen werden, weil dazu ausführliches Material vorliegt.[24] Neben wenig präzisen Ausführungen sind allerdings auch einige Dokumentationen zu nennen, die das Problem sehr detailliert und sachkundig aufrollen, hier ist beispielsweise ein Bericht in der Zeitschrift top agrar hervorzuheben.[25].

Die Pläne des Unternehmens Kathmann, in Calveslage eine bestehende Legehennenfarm in einen Sauengroßbestand mit angeschlossener Voraufzucht umzuwandeln, erregte die Gemüter vieler Bauern. Verständlicherweise wurde hier von den betroffenen Landwirten sehr emotionsgeladen agiert und argumentiert, bis hin zu Protestdemonstrationen.[26] Nachdem der Kreis Vechta dem Vorhaben die Genehmigung versagte, ist es wieder stiller geworden. Hieraus wird deutlich, daß es ihnen nicht um die Verbreitung eines Klischees ging, sondern um die Abwehr einer agrarischen Produktionsform, die als existenzbedrohend wahrgenommen wurde. Die zahlreichen Presseerklärungen und Podiumsdiskussionen heben sich im weitgehend sachlichen Austausch von Argumenten wohltuend von den tendenziösen Texten der zuerst genannten Kommentare und Berichte ab.

Man kann also festhalten, daß in der Region selbst ein kritisches Bewußtsein in weiten Bevölkerungskreisen aufgekommen ist im Hinblick auf die Formen der agrarischen Produktion und der damit verbundenen Umweltbelastung. Sie wendet sich gegen eine weitere Ausweitung der Tierbestände und ein Vordringen der Agrarindustrie, artikuliert jedoch auch die Befürchtungen der unvertretbaren Belastung von Boden und Grundwasser durch eine unangemessen hohe Gülledüngung. Diese Argumente werden zwar sehr engagiert, doch in den meisten Fällen sachlich vorgebracht.

Daneben sind Berichte in populärwissenschaftlichen Zeitschriften, Nachrichtenmagazinen, dem Fernsehen, aber auch der benachbarten Lokalpresse zu nennen, die oftmals wenig sachlich, mangelhaft informiert und deshalb fehlerhaft oder auch bewußt tendenziös formulieren und berichten. Diese Veröffentlichungen sind dazu geeignet, eine Region zu verunglimpfen und ein Bild zu zeichnen, das zwar Anklänge an die Realität erkennen läßt, das aber in seinen Pauschalurteilen der sehr komplexen Situation nicht gerecht werden kann. Die Gefahr dieser Berichte für das Oldenburger Münsterland ist darin zu sehen, daß für Außenstehende der jeweilige Wahrheitsgehalt in den meisten Fällen nicht sogleich erkennbar ist. Ein Musterbeispiel dieser Art der Berichterstattung ist der Schlußkommentar zu dem o. g. Fernsehfilm. Dort heißt es:

„Und ewig stinken die Felder in einem Land, das einmal gesunde Tiere und grüne Wiesen hatte. Ein Land für immer weniger Menschen, seit hier mit den Käfighühnern das große Geldverdienen Mode wurde. Ein Land, in dem Rechtsanwälte zum Bankrott gezwungene Höfe aufkaufen, in dem Futtermittelhändler mit ihrer Macht und den internationalen Verbindun-

Landesbibliothek Oldenburg

gen den Agrarmarkt monopolisieren. In einem Land, in dem Schweinemäster in Mietställen die Fabrikation von zigtausend Tiereinheiten kontrollieren. Eine Landschaft in Deutschland. Sie wird ruiniert von einer Agrarindustrie, die aus selbständigen Bauern bestenfalls landwirtschaftliche Lohnarbeiter, wahrscheinlicher wohl Arbeitslose machen wird. Sie wird liquidiert im perfekten Zusammenspiel von Geld, politischer Macht und einer beflissenen Wissenschaft. Eine Landschaft in Deutchland. Sie verkommt!"

Eine eingehende Textkritik soll hier nicht vorgenommen werden, doch ist zu fragen, ob es zutreffend ist, daß die Nutztiere heute weniger gesund sind als vor 35 Jahren, ob die Wiesen heute weniger grün sind als früher. Falsch ist auf jeden Fall die Feststellung, daß es ein „Land für immer weniger Menschen" ist. Die Bevölkerung wächst in beiden Landkreisen. Die Zeit der großen Auswanderungswellen und der starken Landflucht ist vorbei, nicht zuletzt deshalb, weil die Landwirtschaft den heutigen Leistungsstand erreicht hat.
Die Reaktionen auf eine solche Wertung konnten folglich nicht ausbleiben, allerdings blieben sie aus von Institutionen, von denen man eine Richtigstellung erwartet hätte, z. B. den berufsständischen Organisationen (Landvolkverbände, Landwirtschaftskammer Weser-Ems).

Gegenreaktionen

Es soll an dieser Stelle nicht die gesamte Breite von Gegenreaktionen vorgelegt werden, vielmehr sollen an ausgewählten Beispielen verschiedene Reaktionsmuster vorgeführt werden. Nicht betrachtet werden Reaktionen seitens des Gesetzgebers, seien es die Gülleverordnungen des Landkreises Vechta[28] oder der „Gülleerlaß"[29] des Niedersächsischen Ministers für Ernährung, Landwirtschaft und Forsten. Hierbei handelt es sich mehr um Präventivmaßnahmen, nicht um Reaktionen, die darauf abzielen, die Beurteilung der Region in der öffentlichen Meinung zu verändern.
Die Diskussion um die Folgen der Überdüngung der landwirtschaftlichen Nutzflächen für Boden und Grundwasser trat zu Beginn des Jahres 1983 in eine entscheidende Phase, nachdem Messungen von Privatpersonen, Initiativgruppen und auch vom Landkreis Vechta gezeigt hatten, daß zahlreiche Hausbrunnen zu hohe Nitratwerte aufwiesen. Die wissenschaftliche Untermauerung der Feststellung, daß die intensive Gülledüngung eine entscheidende Ursache hierfür sei, führte zum Erlaß „Maßnahmen gegen die Überdüngung mit Gülle und Geflügelkot."[30]
Hieran schloß sich eine Auseinandersetzung zwischen dem Ministerium und der Landwirtschaft an, die von Anfang Mai bis Ende August 1983 andauerte. Sie wurde in beträchtlichem Umfange auch in der Presse geführt.[31] Als sich abzeichnete, daß das Austauschen derselben Argumente nicht weiter führen würde, lud der Heimatbund für das Oldenburger Münsterland zu einem Podiumsgespräch in den Waldhof nach Vechta ein (27. 7. 83). Hieran nahmen der Landwirtschaftsminister, Vertreter der Landwirtschaft und der Wissenschaft teil. Diese Veranstaltung fand weitere Beachtung, mehrere hundert Zuhörer, Rundfunk und Presse waren anwesend. Im Nachhinein kann sicherlich berechtigterweise festgestellt werden, daß durch diese Podiumsdiskussion das Problem von der Öffentlich-

Landesbibliothek Oldenburg

keit sehr viel besser verstanden wurde. In gewisser Weise gelang hier ein Durchbruch hin zu einer Verbreitung des Problembewußtseins, wenngleich die konträren Vorstellungen zunächst auch noch hart aufeinanderprallten.[32]

Gegen Ende des Jahres 1983 stand dann die Diskussion um das sogenannte „Kathmann-Projekt" (agrarindustrielle Sauenhaltung) im Mittelpunkt des öffentlichen Interesses. Zahlreiche Versammlungen, Podiumsdiskussionen und öffentliche Resolutionen weisen aus, welche Bedeutung diesem Vorhaben von Seiten der Landwirte zugemessen wurde.[33] Der Heimatbund wies in einer öffentlichen Stellungnahme vom 16. 4. 84 ebenfalls darauf hin, welche Gefahren aus einer unkontrollierten Ausweitung der Veredlungswirtschaft für die Umwelt resultieren könnten.[34] Diese Stellungnahme fand große Beachtung und wurde sehr kontrovers diskutiert.[35]

Der gesamte Problemkomplex wurde in einer Vortragsreihe „Landwirtschaft im Spannungsfeld von Ökonomie und Ökologie" von der Wissenschaft aufgearbeitet.[36] Neben Vertretern der Landwirtschaft kam jeweils auch ein Biologe, Ökologe, Landwirtschaftswissenschaftler und Regionalplaner zu Wort. Die Vorträge wurden von der interessierten Öffentlichkeit in großer Zahl besucht. Die intensive Diskussion der Referate zeigte, in welchem Maße sich auch unter den Landwirten das Bewußtsein ausgebreitet hatte, daß steuernde Eingriffe notwendig seien.

Der Fernsehfilm „Und ewig stinken die Felder" forderte zahlreiche Reaktionen heraus. Neben einer Sofortumfrage durch die Oldenburgische Volkszeitung[37], die deutlich machte, wie unterschiedlich der Film in der Bevölkerung aufgenommen und beurteilt worden war, wurden weitere Stellungnahmen abgegeben.

In einer gemeinsamen Resolution der Oldenburgischen Landschaft und des Heimatbundes für das Oldenburger Münsterland wurde betont, daß die wirtschaftlichen, sozialen und ökologischen Probleme nicht verkannt würden, die aus der räumlichen Konzentration der tierischen Veredlungswirtschaft in Südoldenburg resultierten, doch könnten sie nicht schweigen zu einem Film, der eine ganze Region zu verunglimpfen suche. Wörtlich heißt es dann:

„Der Beitrag ist . . . in seiner Darstellung einseitig, in einigen Teilen bezüglich der genannten Fakten falsch (z. B. genannte Tierzahlen), in seinem Kommentar in höchstem Maße verletzend und geht in seiner auf psychologische Effekte zielende Bildwahl darauf aus, beim Zuschauer den Eindruck zu erwecken, als stehe das Oldenburger Münsterland vor einem sozialen, wirtschaftlichen und ökologischen Zusammenbruch. . .
Es muß dem Beitrag und seinen Autoren vorgeworfen werden, daß sie ganz offensichtlich nicht daran interessiert waren, ein objektives Bild der Struktur und der bestehenden Probleme der Landwirtschaft dieses Raumes vorzustellen. Es fehlt ebenfalls völlig die Einordnung in den gesamtwirtschaftlichen Rahmen der EG. Was in diesem Beitrag geschehen ist, kann nur als Rufmord an einer Region bezeichnet werden."

Ähnlich scharf reagierte auch der Kreisausschuß des Landkreises Vechta.[38] Er wies in seiner Stellungnahme den Film als einseitig und tendenziös zurück und betonte in der Beschwerde an Radio Bremen, daß der Region Südoldenburg und insbesondere dem Kreis Vechta schwerer

Landesbibliothek Oldenburg

Schaden zugefügt worden sei. Es wurde darauf hingewiesen, daß das Rückgrat der Wirtschaft im Oldenburger Münsterland eine leistungsfähige Landwirtschaft in bäuerlichen Betrieben und der gewerbliche Mittelstand seien. Die Erfolge im Wettbewerb „Unser Dorf soll schöner werden" zeigten auch, daß Siedlungen und Landschaft weitgehend intakt seien und daß der Kreis seine Attraktivität als Lebens- und Wirtschaftsraum nicht verloren habe.

Eine sehr ausgewogene Stellungnahme gab die Katholische Landjugendbewegung ab.[39] Hierin drückte sie ihre Besorgnis über die Ausweitung agrarindustrieller Unternehmen aus, die immer mehr junge Landwirte verunsichere, betonte aber gleichzeitig, daß der Film der Realität nicht sehr nahe käme bzgl. der vorliegenden Agrarstruktur.
Völlig anderer Ansicht war demgegenüber der Arbeitskreis Weser-Ems der Zeitschrift Bauernblatt, der durch seinen Vorsitzenden K.-H. Hanken eine Presseerklärung abgab[40], in der er darauf hinwies, daß der Film nicht einseitig gewesen sei, sondern die „teuflische Entwicklung in der Landwirtschaft" dargestellt habe. Scharfe Kritik geübt wurde vor allem an den Stellungnahmen der Kreis- und Landespolitiker. Es heißt:

„. . . Haben sich diese Leute in ihren politischen Sonntagsreden bislang immer für die Erhaltung klein- und mittelbäuerlicher Betriebe ausgesprochen, so zeigen sie sich jetzt mit dem Argument der freien Marktwirtschaft als engagierte Verteidiger der agrarindustriellen Massentierhaltung."

Die Komplexität der Zusammenhänge wird in zwei Publikationen in sehr unterschiedlicher Form, Argumentations- und Sichtweise dargestellt. Einmal handelt es sich um eine Broschüre von K.-H. Hanken mit dem Titel „Die Industrialisierung der landwirtschaftlichen Produktion", die von der BSH im Januar 1984 veröffentlicht wurde[41], zum anderen um eine Aufsatzsammlung des Verfassers[42]. Sie wurde vom Heimatbund in der Violetten Reihe publiziert. Ziel des Heftes war es in erster Linie, der breiten Öffentlichkeit den Strukturwandel in der südoldenburgischen Landwirtschaft vorzustellen und die Gründe für die bestehenden Probleme zu beleuchten. Bei der Vorstellung des Heftes wurde vom Vorstand des Heimatbundes unmißverständlich das Schweigen der zuständigen Gremien der Landwirtschaft, der Politiker und auch der Kirche kritisiert.[43] Man vermisse, so der Vorsitzende, klare Stellungnahmen zu den gegenwärtigen Publikationen im Fernsehen, in der Literatur und in Illustrierten. Dies veranlaßte den Heimatbund, an Politiker der Region, Vertreter der Landwirtschaft, die Landwirtschaftskammer Weser-Ems und die Landkreise ein Schreiben zu richten[44], in dem darauf hingewiesen wurde, daß man sich der Gefahr bewußt sein sollte, die eine Verfestigung dieses Negativbildes nicht nur für die Agrarproduzenten zur Folge haben könnte. Weiter hieß es:

„Vielleicht war in der Vergangenheit ein Schweigen zu einzelnen Reportagen und Berichten sinnvoll, bei einem ‚Kesseltreiben', wie es gegenwärtig vorliegt, ist eine ausbleibende Reaktion äußerst gefährlich, weil das als Schuldeingeständnis gedeutet werden wird . . .
Der Heimatbund für das Oldenburger Münsterland möchte deshalb Landtagsabgeordnete und politische Repräsentanten der beiden Landkreise

Landesbibliothek Oldenburg

sowie die Vertreter der Landvolkverbände dazu aufrufen, sich zu einem Gespräch zusammenzufinden, um ausführlich über Maßnahmen zu beraten, die dazu geeignet sind, zu einer Lösung der aufgezeigten Probleme beizutragen."

Die Zahl der Reaktionen von angeschriebenen Personen und Institutionen war enttäuschend. Außer dem Landwirtschaftsminister und dem Landrat des Kreises Vechta antwortete nur noch der Vorsitzende des Kreislandvolkverbandes des Kreises Vechta[45]. Alle drei sprachen sich für eine Klausurtagung aus, wobei der Landrat des Kreises Vechta und der Landvolkvorsitzende jedoch in Zweifel stellten, ob der Weg in die Öffentlichkeit z. Zt. sinnvoll beschritten werden könnte. Der Landvolkvorsitzende schreibt dann:

„Es erscheint uns bei Abwägung aller Umstände äußerst schwierig, auf die diversen Publikationen zu reagieren. Selbst mit presserechtlich möglichen Gegendarstellungen werden wir kaum den gleichen Wirkungsgrad erzielen wie diese eindeutig einseitig verzerrten ‚Machwerke'. Besser wäre unserer Meinung nach eine in zeitlichem Abstand abgesetzte eigenständige positive Darstellung unseres Raumes. Eine solche Maßnahme müßte aber sehr sorgfältig und vor allem langfristig vorbereitet werden."

Reaktionen seitens der politischen Vertreter und der Verwaltung des Landkreises Cloppenburg, des dortigen Landvolkverbandes und auch der Landwirtschaftskammer in Oldenburg erfolgten bedauerlicherweise nicht. Spekulationen über die Gründe des Schweigens sollen nicht angestellt werden, doch sei nochmals mit allem Nachdruck betont, daß sich der vorgestellte Wandel in der Beurteilung der Landwirtschaft im Oldenburger Münsterland nicht durch Schweigen zum Positiven wenden wird. Eher das Gegenteil zeichnet sich ab. Man sollte sich auch nicht dem Trugschluß hingeben, daß man möglicherweise als „bäuerliche Landwirtschaft" oder vielleicht sogar als gesamter Landkreis nicht betroffen sei. Die aufgeführten Zitate zeigen in aller Deutlichkeit, daß es um „die Landwirtschaft in Südoldenburg" geht. Der Verfasser konnte sich in vielen Gesprächen und Diskussionen im Anschluß an Vorträge außerhalb der Region, auf dem CDU-Agrarkongreß in Celle (15. 6. 84) und in Unterredungen mit politischen Vertretern aus benachbarten Landkreisen und Landtagsabgeordneten davon überzeugen, daß sich in zunehmendem Maße eine Abwehrhaltung gegenüber Südoldenburg ausbreitet, vor allem bezüglich der Abnahme von Gülle. In einigen benachbarten Landkreisen sind Tendenzbeschlüsse gefaßt worden, die den Landwirten raten, keine Gülle aus Südoldenburg mehr abzunehmen. Da auch auf höchster politischer Ebene die Idee von Güllebunkern und eines Transportes über große Distanzen abgelehnt wird[46], muß dies zur Folge haben, daß überall dort, wo ein Überbesatz vorliegt, eine Reduzierung der Tierzahlen vorzunehmen ist. Um den zweiten Ausweg, die Be- bzw. Verarbeitung der Gülle, ist es in letzter Zeit ebenfalls sehr still geworden.

In welche Richtung die Aktivitäten in den Nachbarkreisen zielen, zeigt eine Initiative der Artländer FDP, die eine neue Diskussion um den „Gülleerlaß" fordert. Ziel eines Antrags an die Parteigremien in Hannover ist es, die Flächenbindung aufzuheben und die Überschußgebiete nach dem

Landesbibliothek Oldenburg

Verursacherprinzip zur Beseitigung des Abfalles zu zwingen. Weiter heißt es dann in der Stellungnahme[47]:

„Wir wollen verhindern, daß das Artland in zehn Jahren Südoldenburger Verhältnisse hat und werden uns heute schon in den Räten dafür einsetzen, Gemeindestraßen mit geringer Tonnagenbelastbarkeit für den allzu freizügigen Verkehr der ‚Gülledampfer' zu sperren."

Ob die Gülle ein hochwertiger Dünger ist oder nicht, spielt bei einer solchermaßen artikulierten Einstellung gar keine Rolle mehr. Das Klischee „Südoldenburger Verhältnisse" ist völlig hinreichend, um bestimmte Abwehrreaktionen in Gang zu setzen. Ein genaues Studium der Lokalpresse in den Nachbarkreisen und darüber hinaus zeigt, daß die Einstellung der Artländer Kommunalpolitiker kein Einzelfall mehr ist.

Was bleibt zu tun?

Bereits vor der Podiumsdiskussion vom 27. August 1983 war zu hören, daß es nicht die Aufgabe des Heimatbundes für das Oldenburger Münsterland sein könnte, sich in derart brisante Probleme einzuschalten. Dr. Ottenjann machte damals in seinem einleitenden Referat deutlich, daß Heimatarbeit, die sich vor den genannten Problemen verschließe, ihrer eigentlichen Aufgabe nicht gerecht werde.

Der Geschäftsführer der Oldenburgischen Landschaft, E. Korte, schrieb in seinem Rückblick auf die o. g. Veranstaltung:[48]

„Die öffentliche Erörterung des lebhaft umstrittenen Themas war notwendig, und der Kontakt konnte über niemanden besser hergestellt werden als über den Heimatbund, denn er vertritt gleich glaubhaft das Interesse an einer sauberen, für den Menschen leistungsfähigen Umwelt wie an dem Fortbestand bäuerlicher Familienwirtschaft. Deutlich wurde dabei: Heimatpflege ist nicht nur das Wahren und Pflegen von Brauch und Bauweise, Geschichtsbewußtsein und Sprache; sie verlangt vielmehr auch die Auseinandersetzung mit den Kräften der Veränderung und mit den aktuellen Fragen, die Gegenwart und Zukunft der Heimat bestimmen. Das hat der Heimatbund für das Oldenburger Münsterland hier vorbildlich geleistet; er hat gezeigt, daß Heimatpflege sich den drängenden Fragen des Tages stellen muß und ihnen nicht ausweichen kann."

In diesem Sinne sollten die anschließenden Aktivitäten des Heimatbundes und nicht zuletzt auch dieser Beitrag verstanden werden. Es wurde deshalb in der notwendigen Ausführlichkeit auf die sich stellenden Probleme hingewiesen.

Es ist nun die Aufgabe der verantwortlichen Kommunal- und Landespolitiker sowie der berufsständischen Organisationen und ihrer Repräsentanten, entsprechend zu reagieren, um nachhaltigen Schaden vom Oldenburger Münsterland abzuwenden.

Anmerkungen

1) Vgl. dazu Kuropka, J.: Zur Historischen Identität des Oldenburger Münsterlandes. Münster 1982.
2) Windhorst, H.-W.: Spezialisierte Agrarwirtschaft in Südoldenburg. Leer 1975. Oder auch: ders.: Die Struktur der Agrarwirtschaft Südoldenburgs zu Beginn der achtziger Jahre. In: Berichte über Landwirtschaft 59 (1981), S. 621–644.

Landesbibliothek Oldenburg

3) Vgl. dazu: Abelshauser, W.: Wirtschaftsgeschichte der Bundesrepublik Deutschland, 1945–1980. Frankfurt/M. 1983.
4) Windhorst, H.-W., 1975 (Fußnote 2), S. 61–68.
5) a. a. O., S. 180ff.
6) Eine ausführliche Darstellung der Entwicklung der Landwirtschaft in Südoldenburg findet sich bei: Windhorst, H.-W., 1975 (Fußnote 2), S. 22-45; für die Geflügelwirtschaft bei: Schliebs, Ch.: Die Hühnerzucht und -haltung im Raum Weser-Ems. Diss. Kiel 1967.
7) Eine relative frühe Darstellung findet sich bei: Kröger, P.: Landwirtschaftliche Veredlungswirtschaft. In: Der Landkreis Vechta. Oldenburg 1969, S. 107–116. Vgl. aber auch z. B.: Das Boning Buch. Münster 1972.
8) Verordnung zur Vermeidung von gesundheitsgefährdender Geruchsbelästigung durch Lagern und Ausbringen von Flüssig- und Festmist. Vom 29. Juni 1971. (Veröffentlicht am 6. September 1971).
9) Windhorst, H.-W.: Die agrarwirtschaftlichen Verhältnisse Südoldenburgs im Spiegel der Agrarstatistik. In: Jahrbuch f. d. Oldenbg. Mstrld. 1978, S. 161–176.
10) Vgl. z. B. Vetter, H.: Mist und Gülle. Verwertung und Beseitigung von Flüssigmist oder Hühnerkot. Frankfurt/M. 1973. Stärker bezogen auf die hier zur Diskussion stehende Region: Hoffmann, H. und H.-W. Windhorst: Probleme der Abfallbeseitigung bei der Massentierhaltung im Südoldenburger Raum. In: N. Arch. f. Nieders. 22 (1973), S. 356–366. Agrarsoziale Gesellschaft e.V. (Hrsg.): Gesamtwirtschaftliche Entwicklungsmöglichkeiten in landwirtschaftlichen Problemgebieten des Landkreises Cloppenburg. Göttingen 1978.
11) Lieckfeld, C. P.: Ein Land bekommt den Schwedentrunk. In: Natur, Nr. 6, 1981, S. 58–65.
12) Schwedentrunk: Im Dreißigjährigen Krieg übliche Art der Folterung, bei der dem Gefolterten Jauche in den gewaltsam geöffneten Mund gegossen wurde. (Ob dem Verfasser des Beitrages die besondere Bedeutung dieses Titels für Vechta angesichts der schwedischen Besatzung im Dreißigjährigen Krieg bewußt war, ist nicht zu entscheiden).
13) a. a. O. (Fußnote 11), S. 58, 60, 63.
14) Vgl. Bericht: Im Sog der „Agrarindustrie" bleiben Mensch und Tier auf der Strecke. In: Westfalen-Blatt v. 17. 12. 1983.
15) Vgl. z. B. Diepholzer Kreisblatt: 28. 12. 83: Naturpark Dümmer – ein Gülleabladeplatz? 16. 2. 84: Ökologisch wertvolle Landschaft durch Übernutzung stark gefährdet. 19. 3. 84: Die Zeche zahlen Bauern und Bürger.
16) Kleinschmidt, N. u. W.-M. Eimler: Wer hat das Schwein zur Sau gemacht? Mafia-Methoden in der deutschen Landwirtschaft. München 1984.
17) ARD (Radio Bremen): Unter deutschen Dächern – Und ewig stinken die Felder. (Sendung am 8. 3. 84, 20.15 Uhr).
18) Autoren des Filmes waren Nina Kleinschmidt und Wolf-Michael Eimler (vgl. Fußnote 16).
19) Die Zahlenangaben sind falsch. Die Dezemberzählung 1982 weist für den Kreis Vechta aus: Schweine (gesamt): 709 142; Hühner (gesamt) 11,2 Mio.
20) Auch diese Information ist falsch. Natürlich konnte der Viehbestand nur im Rahmen der gesetzlichen Regelung erhöht werden. Die Steuergesetzgebung (§ 51 Bewertungsgesetz) und der Nachweis von landwirtschaftlicher Nutzfläche zur Gülleaufbringung setzten Grenzen. Der „Gülleerlaß" hat eine völlig andere Zielsetzung, er ist als Vorsorgemaßnahme zum Schutz des Grundwassers gedacht. Eine Reduzierung der Tierzahlen läßt sich durch seine Anwendung kaum erreichen (vgl. dazu auch: Windhorst, H.-W.: Der Agrarwirtschaftsraum Südoldenburg im Wandel. Cloppenburg 1984, S. 17 ff; ebenfalls Vorspann zum „Gülleerlaß" (Fußnote 29).
21) Die beiden Autoren erhoben die Materialien zu diesem Buch parallel zur Vorbereitung des Filmes. Obwohl ihnen umfangreiche wissenschaftliche Arbeiten (z. B. vom Verfasser dieses Beitrages) vorgelegen haben, sind zahlreiche Falschaussagen enthalten.
22) a. a. O. (Fußnote 16), s. 11–12.
23) Sandmeyer, P.: Stirbt nun der Acker? In Stern Nr. 24/84, S. 60–71. Bemerkenswert sind auch die nachfolgenden Leserbriefe. So heißt es beispielsweise: „Der Gülleerlaß . . . , der den Bauern vorschreibt, wann sie zu düngen haben, ist ein Armutszeugnis für die südoldenburgische Landwirtschaft. Er bescheinigt den Bauern Unfähigkeit in ackerbaulicher Hinsicht. Denn mangels Kompetenz verstehen die Bauern dort scheinbar nur noch per ministerieller Nachhilfe, ihre Äcker zu bestellen." (Stern Nr. 26 [1984], S. 8). – Ein offensichtlich kurzer Schritt von der Meinung, Südoldenburg sei ein Modell für die Zukunft der Landwirtschaft, bis zur Infragestellung der landwirtschaftlichen Kompetenz.
24) Vgl. Windhorst, H.-W., 1975 u. 1981 (Fußnote 2) sowie 1984 (Fußnote 20).
25) top agrar, Heft 5, 1984, S. 32–60. Sehr viel stärker polemisierend in seinen Aussagen ist K.-H. Hanken in seiner kurzen Darstellung: Die Industrialisierung der landwirtschaftlichen

Landesbibliothek Oldenburg

Produktion. Wardenburg 1984. Die Broschüre wird herausgegeben von der BSH.

26) Vgl. Oldenburgische Volkszeitung (OV) vom 21. 12. 83: Landwirte protestieren gegen Kathmanns Sauen-Projekt.

27) Vgl. OV vom 24. 12. 83: Nutzung der Ställe entscheidend; OV vom 6. 1. 84: Landvolk: Sauenhaltung gehört in bäuerliche Familienbetriebe; OV vom 23. 2. 84: Die Sorge um die Zukunft bleibt.

28) Vgl. Fußnote 8.

29) Runderlaß des Nieders. Ministers für Ernährung, Landwirtschaft und Forsten vom 13. 4. 1983: Maßnahmen gegen die Überdüngung mit Gülle und Geflügelkot (Nieders. MBl. Nr. 22 (1983), S. 437).

30) In diesem Erlaß wird einmal eine Mengenbegrenzung bei der Aufbringung von Gülle und Hühnertrockenkot festgelegt (3 Dungeinheiten/ha LN), zum anderen wird der Ausbringungszeitraum eingeschränkt. Zur Zeit der Vegetationsruhe (etwa Ende Oktober bis Ende Februar) ist keine Ausbringung zulässig (vgl. Nr. 5 und 6 des Erlasses).

31) Vgl. die ausführliche Dokumentation in: Heimatbund für das Oldenburger Münsterland (Hrsg.): Ordnungsgemäße Landwirtschaft – Überdüngung landwirtschaftlicher Nutzflächen in Südoldenburg? Cloppenburg 1983, S. 70–100. (= Violette Reihe, Heft 2).

32) Vgl. Oldenburgische Volkszeitung vom 29. 8. 1983: Minister und Wissenschaftler redeten den Landwirten kräftig ins Gewissen; Nordwest-Zeitung vom 29. 8. 84: Glup: „Genossenschaft für Güllevermarktung gründen." Die Referate der Podiumsdiskussion sind in Heft 2 der Violetten Reihe abgedruckt (Fußnote 21).

33) Vgl. OV vom 23. 12. 1983: Resolution gegen Kathmann-Projekt; Winterseminar der Landesarbeitsgemeinschaft für bäuerliche Erwachsenenbildung e. V. am 15. u. 16. 3. 1984 in Georgsmarienhütte-Oesede (Protokoll vom 22. 5. 84); top agrar, Heft 5, 1984, S. 36–41: Kathmann macht das große Rennen, wenn wir Bauern weiterpennen.

34) Vgl. OV vom 18. 4. 84: Heimatbund fordert strengeren Schutz für Natur und Umwelt; Münsterländische Tageszeitung vom 18. 3. 83: Veredlungswirtschaft zerstört das Ort- und Landschaftsbild; Der Münsterländer vom 18. 4. 83: Heimatbund: Ungehemmte Entwicklung der Veredlungswirtschaft stoppen.

35) Vgl. OV vom 2. 5. 84: Heimatbund hat im Sinne der Landwirtschaft gesprochen; Nordwest-Zeitung vom 2. 5. 84: Kreis-Landwirte sagen ja zu den Erfordernissen des Umweltschutzes.

36) Die Publikation der Vorträge wird als Heft 4 der Violetten Reihe erfolgen.

37) OV vom 10. 3. 84: Ein Land voll Scheiße?

38) OV vom 14. 3. 84: Film „einseitig und tendenziös".

39) OV vom 23. 3. 84: Landschaft zu negativ dargestellt.

40) OV vom 22. 3. 84: Bauernblattgruppe Weser-Ems gegen „einseitige Kritik". Um den Hintergrund dieser Stellungnahme besser zu verstehen, empfiehlt sich die Lektüre der Broschüre von K.-H. Hanken (Fußnote 25).

41) Hanken, K.-H., 1984 (Fußnote 25). Der Autor stellt dabei abschließend in kritischer Auseinandersetzung mit dem Verfasser dieses Beitrages die Forderung nach einer „ökologisch-qualitativ ausgerichteten Landwirtschaft mit dezentraler Funktion" auf.

42) Windhorst, H.-W.: Der Agrarwirtschaftsraum Südoldenburg im Wandel. Cloppenburg 1984. (= Violette Reihe, Heft 3).

43) Vgl. OV vom 6. 7. 84: Probleme nicht verschleiern.

44) Schreiben des Heimatbundes vom 18. 6. 84.

45) Schreiben des Landrates C. A. Krapp vom 27. 6. 84; Schreiben des Vorsitzenden des Kreislandvolkverbandes, H.-J. Höltermann, vom 6. 7. 84.

46) Interview mit Staatssekretär Gallus in der Sendung „Umschau am Abend" (NDR, Studio Oldenburg, am 22. 8. 1984). Dort führte der Staatssekretär im Bundesministerium für Ernährung, Landwirtschaft und Forsten aus: „. . . und nun ist eben das Problem dies, daß wir nur eine gewisse Menge von Fäkalien auf die Felder aufbringen können und nicht einfach drauflosschütten, das geht nicht. Deshalb gibt es beim Düngen auch Gülleverordnungen, nicht wahr? Wie bekannt ist, hat das Land Niedersachsen einen ähnlichen Erlaß. Es ist nun die Frage, wenn man in einem bestimmten Gebiet die Gülle nicht mehr unterbringen kann aufgrund der Belastung des Grundwassers; daß man dann Güllebanken einrichtet, wie das heuer der Fall ist, würde ich nicht begrüßen. Ich glaube, daß das ein falscher Weg ist. Dann sollte man eher dazu übergehen, daß man die Maßnahmen so hart durchzieht, daß derjenige, der noch mehr Tiere produzieren will in diesem Gebiet, eben davon abgehalten wird, und daß diese Produktionseinheiten dann in einem anderen Gebiet des Landes Niedersachsen entstehen können."

47) Bersenbrücker Kreisblatt vom 20. 7. 84: Südoldenburger Verhältnisse verhindern.

48) In: Mitteilungsblatt der Oldenburgischen Landschaft Nr. 41, Dezember 1983, S. 10–11.

Landesbibliothek Oldenburg

Die Oldenburgische Landwirtschaftsgesellschaft in Südoldenburg nach den Protokollen ihrer Abteilungen

Von Friedrich-Wilhelm Schaer

Die große europäische Bewegung des 18. Jahrhunderts, die Aufklärung, war keineswegs – wie man vermuten könnte – eine der Wirklichkeit entrückte philosophische Strömung. Gewiß spielte die Philosophie dabei eine entscheidende Rolle. Weitreichende Impulse gingen von ihr in alle Bereiche des praktischen Lebens aus. Überall setzte ein intensives Experimentieren ein, das sich in mancherlei nützlichen Erfindungen niederschlug. Öfter noch geschah es, daß hoch geschraubte Erwartungen, die einen solchen Versuch begleiteten, mit dessen Scheitern wie eine Seifenblase zerplatzten.
Neben den jungen landwirtschaftlichen Akademien waren die gelehrten Landwirtschaftsgesellschaften, die um 1750 wie Pilze aus der Erde schossen, Stätten oder zumindest Förderer dieser Versuche. „Der Mitgliederkreis dieser Gesellschaften war nicht groß und durchaus unbäuerlich."[1] Sicher waren aber die meisten Teilnehmer durchaus an der Landwirtschaft unmittelbar interessiert, sei es als Gutsherren oder aber als Ackerbürger. Der Landadel beherrschte die Szene, aber auch Mitglieder der soeben genannten Akademien, Landpfarrer, Verwaltungsbeamte und wohlhabende Gewerbetreibende nahmen an den Sitzungen der Landwirtschaftsgesellschaften teil. Nur die Stimme des Bauern fehlte in diesem Chor fast überall. Er war noch zu ungewandt in der Rede und vielfach des Lesens unkundig. Man schrieb und sprach damals zwar viel über den Bauern, aber war fast überall noch weit davon entfernt, ihn als ebenbürtigen Partner zu betrachten. Folglich kreisten die Gedanken der Sozietäten vor allem um eine ertragreiche Bewirtschaftung der ländlichen Güter.
Das Gleiche gilt für jenen akademischen Landwirt, dessen Ideen und praktische Versuche in diesen Kreisen am meisten diskutiert und später dann auch verwirklicht wurden: Albrecht Thaer (1752-1828). Hinter seiner Forderung nach einer „rationellen Landwirtschaft" verbarg sich ein umfassendes Programm: Fruchtwechsel, Kartoffelanbau, Schafzucht und Freiheit des landwirtschaftlichen Gewerbelebens.[2]

Die Forderungen Thaers machten sich auch jene oldenburgischen Beamten, Geistlichen und bürgerlichen Honoratioren zu eigen, die im Sommer 1818 die Oldenburgische Landwirtschaftsgesellschaft (OLG) begründeten[3]. Bei der vorbereitenden Versammlung in Oldenburg am 1. Mai 1818 gehörten von 15 Anwesenden allein sieben, d. h. fast 50 v. H., dem Stand der Staatsdiener an. Im Vergleich zu den landwirtschaftlichen Gesellschaften des 18. Jahrhunderts hatte sich demnach wenig geändert – bis auf eine oldenburgische Besonderheit: Der Landadel fehlte. Nur in einigen südoldenburgischen Filialgesellschaften spielte er später eine gewisse Rolle. Die Gründungsmannschaft in der Hauptstadt des Herzogtums war hingegen ein typisches Gremium des gehobenen Bürgerstandes. Bürgerlich maßvoll waren auch die Ziele der OLG, die sich bewußt von den hoch gesteckten Erwartungen anderer Landwirtschaftsgesellschaften absetzten. Gewiß wollte man „durch Austausch von landwirtschaftlichen Einsichten und Kenntnissen" und durch „auf Verbesserung und Erhöhung

Landesbibliothek Oldenburg

der Landeskultur abzweckende wichtige Versuche" die hiesigen Landwirte zur Beschreitung neuer Wege ermuntern. Zugleich gestand man in schöner Bescheidenheit zu, „weder die erforderlichen Kenntnisse und Mittel, noch die Gelegenheit zur Anwendung derselben zu besitzen." Entscheidend war doch wohl das Engagement dieser Männer und ihrer Nachfolger, die die Gedanken des Reformers Thaer und seiner Schüler schließlich über das ganze Land verbreiteten.

Von berufener Seite ist in dieser Zeitschrift verschiedentlich festgestellt worden, daß die Landwirtschaft des Oldenburger Münsterlandes bis etwa 1890 stagniert hätte[4]. Mag diese These auch in ihrem Kern zutreffen, so bedarf sie doch in mancher Hinsicht einer gewissen Differenzierung. Es ist nicht das Ziel dieses Aufsatzes, diese Differenzierung vorzunehmen. Dies mag von Seiten der Fachleute geschehen. Als Beitrag zu einer weiteren Diskussion über diese These könnte aber vielleicht eine Untersuchung der Tätigkeit der Oberschicht der münsterländischen Landwirte in den verschiedenen Abteilungen (Filialgesellschaften) der OLG von Nutzen sein. Die Zahl der überlieferten Protokolle ist trotz aller Verluste noch sehr groß. Darum konnten nur die Versammlungsniederschriften der Abteilungen Friesoythe, Cloppenburg, Löningen und Dinklage ausgewertet werden[5]. Bei der Beschäftigung mit der Oldenburgischen Landwirtschaftsgesellschaft handelt es sich nicht um einen der vielen im 19. Jahrhundert gegründeten Vereine: Es ist eine der ersten großen vereinsmäßigen Gruppierungen, die sich im Laufe des 19. Jahrhunderts zu einem der wichtigsten oldenburgischen Interessenverbände entwickelt hat. Das, was § 4 der Satzung der OLG von 1824 forderte, war selber unter dem milden patriarchalisch-liberalen Regiment des Herzogs Peter Friedrich Ludwig etwas besonderes: „In den Versammlungen äußert jeder . . . freimütig seine Meinung; Widerspruch und abweichende Meinungen werden keinem verübelt."[5a] Gab es auch damals im Herzogtum Oldenburg noch keinen Landtag, in den man seine Ansichten öffentlich ungezwungen aussprechen konnte, die OLG bot ihren Mitgliedern dazu eine ganze Reihe von Möglichkeiten, obgleich rein politische Fragen bis zuletzt ausgeklammert blieben.

Als im April 1823 und später noch mehrere Bauern der Cloppenburger Filialgesellschaft über die hohen Staatslasten klagten, die besonders auf den älteren Höfen ruhten, wurde von seiten der Zentrallandwirtschaftsgesellschaft in Oldenburg mißbilligend bemerkt: „Dies gehöret nicht ad rem." Den Staatsbeamten, die damals die OLG beherrschten, konnte gar nichts an einer Kritik der Politik ihres Herzogs durch die Landwirte in der „Provinz" gelegen sein.[6]
Waren auch schon im August 1818 Repräsentanten aus dem übrigen Herzogtum der Gesellschaft in Oldenburg beigetreten, man spürte doch, daß die Arbeit der Zentrallandwirtschaftsgesellschaft auf das Echo von der Basis angewiesen war. Die Gesellschaft mußte nach dem unmittelbaren Kontakt mit aufgeschlossenen Bauern auf dem Lande streben. Nach dem Muster der traditionsreichen Celler Landwirtschaftsgesellschaft sollte eine Dezentralisierung erfolgen, fort von der Residenz hin auf das platte Land. In jedem Kreis, d. h. in jedem Bezirk eines Landgerichts, entstand nach und nach eine Filialgesellschaft (Kreisgesellschaft). Auf Neuenburg und Ovelgönne (1822), folgten 1823 Delmenhorst, Jever, Cloppenburg und Vechta.

Am 19. April 1823 trafen sich zur Gründung in „Brünings Haus" in Cloppenburg Kammerrat Lentz von Höfften, Amtmann Schmedes, Kirchspielsvogt Crone und

Landesbibliothek Oldenburg

Anwalt Niemann (beide aus Essen i. O.), Gutsverwalter W. Koller (Groß Arkenstedt), Pastor Dyckhoff (Cappeln), die Kirchspielsvögte Cordes (Löningen) und Lemkuhl (Lastrup) sowie Kanzleiassessor Bartels (Friesoythe). Die Versammlung, die den Kammerrat Lentz zu ihrem ersten Vorsitzenden berief, lud „zwecks Vermehrung" sieben weitere Honoratioren des Cloppenburger Bezirks ein. Es ist bemerkenswert, daß sich unter ihnen nicht nur Beamte befanden, sondern immerhin drei Landwirte, die Hausmänner Winkhoff aus Ehren, Georg Quatmann jun. aus Elsten und Johannes Roter aus Thüle[7]. Das Gesetz der Ausgewogenheit und die traditionelle Rivalität zwischen Cloppenburg und Vechta führten dazu, daß sich am 2. Juni 1823 in Lohne auch eine Filialgesellschaft für den Kreis Vechta konstituierte. Baron von Wrede zu Ihorst war ihr erster Vorsitzender, der agile Gemeinheitskommissar Th. Nieberding ihr erster Sekretär. Nieberding war später zeitweise Vorsitzender der Gesellschaft[8].

Überlegt man einmal, wie völlig unzureichend die Verkehrsverhältnisse bis zum Bau der Chausseen um die Jahrhundertmitte in Südoldenburg waren, werden schnell die geringen Wirkungsmöglichkeiten der Filialgesellschaften innerhalb der außerordentlich großen Bezirke erkennbar. Die Bewohner einer Landstadt und die eines ländlichen Kirchspiels lebten noch weitgehend für sich, waren auf sich selber angewiesen. Besonders traf diese Inselsituation für das von Mooren eingeschlossene Städtchen Friesoythe und dessen Nachbargemeinden zu. So war es nur folgerichtig, daß sich hier im Haus des Bürgermeisters Bitter am 15. Januar 1835 (nicht erst 1838!) auf Einladung der Pfarrer und Vögte des Amtsdistrikts Friesoythe eine eigene landwirtschaftliche Filialgesellschaft bildete[9]. An dieser Versammlung nahmen außer dem Amtmann Tappenbeck die Pfarrer Middendorf, Weborg, Kuhlmann, Schulte und Langeland sowie der Kirchspielsvogt Elsen teil. Tappenbeck war lange Jahre Vorsitzender und – was ungewöhnlich war – zugleich auch Schriftführer des Vereins. Entsprechend der schwachen wirtschaftlichen und sozialen Struktur des Amtsbezirks war das Bauerntum hier lange nur wenig vertreten, während der geistliche Stand überproportional repräsentiert schien. Nimmt man Beamte und Pfarrer zusammen, dann dominierte hier der öffentliche Dienst.

Aber auch diese Neugründung vermochte wegen der elenden Wegeverhältnisse nicht alle Bauerschaften des Bezirks zu erreichen. Das Saterland lag zu sehr abseits. Noch war die OLG hier – wie auch im übrigen Herzogtum – weit davon entfernt, eine flächendeckende Organisation darzustellen. Doch die Bewegung als solche war nicht aufzuhalten, solange es immer wieder einzelne verantwortungsbewußte und ideenreiche Männer gab, die mit aller ihrer Überzeugungskraft für die Bildung neuer Zellen warben. Dabei konnten sie der erfahrenen Unterstützung durch die Zentrallandwirtschaftsgesellschaft in Oldenburg sicher sein.

In Dinklage, das bisher zur Vechtaer Kreisgesellschaft gehörte, versuchte Amtsassessor Reinecke, der viel von Landwirtschaft verstand, 1846 einen landwirtschaftlichen Verein aufzubauen. Zunächst stieß er auf wenige offene Ohren. Sichtlich enttäuscht schrieb er am 20. Dezember 1846 an Staatsrat von Buschmann in Oldenburg, bisher hätten nur neun Landwirte ihr Interesse an seinen Plänen bekundet. Gäbe es hier oder in der Nähe eine Musterwirtschaft der OLG, wäre man sicher eher zum Beitritt bereit: „Der Landmann will sehen. In diesen Stücken ist der Glaube ihm fremd"[10]. Dabei dachte Reinecke an das zeitweise von seinem Bruder, Heinrich Heumann aus Wildeshausen, bewirtschaftete Gut

Landesbibliothek Oldenburg

Regenwalde in Pommern, dem seit 1842 eine durch seinen Leiter Carl Sprengel (1787-1859) sehr bekannte Landwirtschaftliche Akademie angegliedert war[11]). An die Schaffung eines solchen Versuchsstation im Oldenburgischen war bei der noch recht schwachen, finanziell schlecht abgesicherten Organisation der OLG vorerst gar nicht zu denken.
Fast überall im Herzogtum Oldenburg wirkte sich das Revolutionsjahr 1848 lähmend auf die landwirtschaftliche Vereinstätigkeit aus. Manche Filialgesellschaft trat ein oder zwei Jahre gar nicht zusammen. Danach setzte in vielen Teilen des Landes ein Aufschwung der OLG ein, der auch am Anstieg der Mitgliederzahl abzulesen ist. Mit dem Aufblühen einzelner Filialgesellschaften ging die Gründung neuer einher. In den 50er Jahren sind dies Essen, Löningen und Damme.
Die OLG bestand nun bald 40 Jahre und hatte in vielen Bereichen der Landwirtschaft segensreich gewirkt. Ein ganz wesentliches Ziel, das sich die Gründer der OLG von 1818 gestellt hatten, lag jedoch noch in weiter Ferne: Das Gros der Landwirte blieb draußen. 1857 verfügte die OLG erst über 600 Mitglieder. Diese Situation veranlaßte den Vorstand, im März 1859 eine Umgestaltung ihrer Gesellschaft in folgender Weise vorzunehmen[12]). Auf der einen Seite erhielten die Filialgesellschaften (Abteilungen) mehr Spielraum als bisher. Sie konnten örtliche Obst- und Gartenbau-, Vieh- und Pferdezucht- und andere landwirtschaftliche Zweckvereine einrichten. Auf der anderen Seite sorgte der neue Zentralausschuß als Beschlußorgan für eine engere Bindung der Abteilungen an die Zentrale, weil jede von ihnen durch einen Delegierten im Zentralausschuß vertreten war. Über allem thronte der Zentralvorstand als ausführendes Organ. Ihm gehörte seit 1861 ein Generalsekretär an, dessen wichtigste Aufgabe die Pflege der Beziehungen zu den Abteilungen war. Da die Aufgaben der Zentrale ständig wuchsen, mußte man sich um eine regelmäßige Einnahmequelle bemühen. Von nun an wurde von sämtlichen Mitgliedern der OLG ein Mitgliedsbeitrag erhoben, welcher zum großen Teil nach Oldenburg in die Zentrale floß. Dennoch riß in der Folge die Kette der Neugründungen nicht ab. Zeitweise waren es auch nur Wiedergründungen von Abteilungen, deren Leben eingeschlafen war. Nur wo sich bereits ein landwirtschaftlicher Verein gebildet hatte, konnte er mit Billigung des Zentralausschusses in eine Abteilung der OLG umgewandelt werden.
Zuweilen verursachten Rivalitäten zwischen zwei Gemeinden die Abspaltung eines landwirtschaftlichen Vereins. Dies galt z. B. für die jüngste Abteilung der OLG, die kurz vor der Gründung der Oldenburgischen Landwirtschaftskammer geschaffen wurde: Die Abteilung Carum[13]). Hier wurde die bisher beachtete ungeschriebene Regel, daß eine Abteilung wenigstens einen Gemeindebezirk abdecken müsse, gebrochen. Carum war nur eine Bauerschaft.
Wie Freiherr von Frydag am 6. 3. 1900 an den Generalsekretär schrieb, sei die Abteilung aus einem sogenannten landwirtschaftlichen Club erwachsen, der sich der Autorität des Vorstands der Abteilung Dinklage nicht fügen wollte. Frydag hielt die Clubs für eine überflüssige Einrichtung, da „Tanzereien, Theaterspiele und Trinken" dort die Hauptsache seien. Wie weit dieses negative Urteil berechtigt ist, wird sich kaum noch nachprüfen lassen. Schon 1841 forderten verschiedene Stimmen im Friesoyther Filialverein, die Landwirte eines jeden Kirchspiels sollten sich sonntags nachmittags oder abends in einem Privathaus zusammensetzen und darüber unterhalten, „was in ihrem Kirchspiele zur För-

Landesbibliothek Oldenburg

derung des Wohlstandes und der Sittlichkeit dienen könne." Die sog. „Landwirtschaftliche Dorfzeitung" von William Löbe gebe genügend Gesprächsstoff her[14]. Das klingt nach Aufklärung und Biedermeier!
Der erste Generalsekretär der OLG, W. Schroeter (1861-1872), warb bei seinen Besuchen der Abteilungen immer wieder für die Einrichtung von Clubs in jeder einzelnen Bauerschaft[15]. Hier im kleinen Kreis solle man gemeinsam die Fachliteratur lesen und besprechen und dabei auch die eigenen praktischen Erfahrungen mit dem Standesgenossen austauschen. Die maximal viermal jährlich veranstalteten Versammlungen der Abteilungen enthielten meistens ein so volles Programm, daß für das Gespräch von Bauer zu Bauer wenig Zeit übrig bliebe. Die eigentlichen Träger des landwirtschaftlichen Vereinswesens waren die Filialgesellschaften bzw. Abteilungen. Da die in der gern zitierten Festschrift der OLG zu deren fünfundsiebzigjährigen Bestehen (1894) angegebenen Daten mehrfach von den authentischen Quellen der OLG abweichen, sollen sämtliche südoldenburgische Abteilungen hier noch einmal aufgeführt werden:
19. 4. 1823: Gründungsversammlung der Filialgesellschaft des Kreises Cloppenburg in „Brünings Haus" in Cloppenburg.
2. 6. 1823: Gründung der Filialgesellschaft des Kreises Vechta in Lohne.
15. 1. 1835: Gründung der Filialgesellschaft des Amtes Friesoythe im Haus des Bürgermeisters Bitter (Friesoythe).
25. 1. 1847: Gründung der Filialgesellschaft der Herrlichkeit Dinklage (als Abspaltung der Kreisgesellschaft Vechta.)
4. 12. 1852: Gründung der Filialgesellschaft Löningen[16].
1863: Gründung der Abteilung Brokstreek. (Es liegen keine Protokolle vor)[17].
28. 2. 1869: Gründung eines Landwirtschaftlichen Vereins in Lohne, der dann durch das Schreiben des Generalsekretärs vom 17. April 1869 als Abteilung Mitglied der OLG wird[18].
1871: Gründung der Abteilung Neuenkirchen. (Keine Unterlagen darüber vorhanden). Von einer Verschmelzung der Abteilung mit der Abteilung Damme im Jahr 1878 ist nichts überliefert. Noch am 9. März 1879 wählte die Abteilung Neuenkirchen einen neuen Vorstand. 1880 wurde sie jedoch auf Beschluß der Mehrheit aufgelöst, anscheinend aber 1887 wieder gegründet[19].
1878: Gründung der Abteilung Lastrup. (Quellen sind nicht bekannt). 1892 Auflösung[20].
1882, Frühjahr: Konstituierung eines Landwirtschaftlichen Vereins in Steinfeld. Am 8. Oktober 1882 wurde die Abteilung in die OLG aufgenommen[21].
1. 4. 1883: Bildung der Abteilung Barßel[22].
Cloppenburg um gutachtliche Stellungnahme gebeten. Dieser hatte erhebliche Bedenken, da Cloppenburg durch die Abspaltung von Lindern und Molbergen bereits Mitglieder verloren hatte. Dennoch billigte der Zentralausschuß am 15.
27. 5. 1883: Veröffentlichung der Statuten der Abteilung Molbergen[23].
3. 6. 1883: Konstituierung der Abteilung Saterland. Im Juli 1883 wurden die Statuten genehmigt[24]. 1890 erfolgt ihre Auflösung.
2. 9. 1883: Gründungsversammlung der Abteilung Goldenstedt. 1889 Auflösung[25].
12. 11. 1883: Zentralausschuß der OLG billigt die Bildung der Abteilung Lindern[26].
20. 2. 1889: Gründungsversammlung des Landwirtschaftlichen Vereins in Cappeln. Vor der Aufnahme in die OLG wurde Direktor Heyder von der Abteilung Juli 1889 einstimmig die Aufnahme der Abteilung in die OLG[27].

Landesbibliothek Oldenburg

21. 8. 1890: Der Zentralausschuß genehmigt die Bildung der Abteilung Garrel. In der Begründung des Antrags des Landwirtschaftlichen Vereins in Garrel auf Aufnahme in die OLG schrieb Pfarrer Kock am 19. Juli 1890, Garrel und Bösel lägen „außer der Welt." Die Bevölkerung bedürfe dringend der Fortbildung[28].
8. 3. 1896: Gründung des Landwirtschaftlichen Vereins Süd-Saterland (Scharrel).
8. 3. 1897: Bildung des Landwirtschaftlichen Vereins in Holdorf. Noch in demselben Jahr erfolgt die Aufnahme in die OLG als Abteilung Holdorf[29].
31. 3. 1900: Der Zentralausschuß genehmigt die Bildung der Abteilung Carum.
In demselben Jahr wurde die Organisation der Landwirtschaftsgesellschaft durch das Gesetz über die Bildung der Landwirtschaftskammer für das Herzogtum Oldenburg vom 25. Januar 1900 von Grund auf verändert. Nicht nur der Name wechselte[30]. War die Mitgliedschaft in der OLG eine freiwillige gewesen, so wurde sie in der Landwirtschaftskammer zur Zwangsmitgliedschaft. Entsprechend schnellten nun die Einnahmen in die Höhe. Ohne eine erheblich verbreiterte finanzielle Basis waren die in den letzten Jahrzehnten ständig gewachsenen Aufgabenbereiche nicht zu bewältigen. Die bisherigen Abteilungen hatten aber die Möglichkeit, als landwirtschaftliche Vereine weiter zu bestehen. Insofern wurde die örtlich gewachsene Vereinstradition von den Veränderungen wenig berührt.
Um 1875 war der von den Abteilungen an die Zentralkasse abzuführende Beitrag von 1,50 M. pro Kopf auf 3 M. jährlich erhöht worden, weil die Zentrale einen wachsenden Geldbedarf verzeichnete. Zusätzlich mußten die Mitglieder für die Arbeit der eigenen Abteilung 1,50 M. entrichten. So betrug der Durchschnittsbeitrag im Jahr 1888 4,50 M[31].
Als die Friesoyther Abteilung 1888 neu gegründet wurde, rechneten die Mitglieder mit einem Jahresbeitrag von 2 M. Indessen bestand der Zentralvorstand darauf, daß jährlich 3 M. für den Zentralvorstand zu heben seien. Der als unmittelbare Folge vom Vorstand befürchtete Rückgang der Zahl der Mitglieder trat bald ein. Von 1890 bis 1892 sank sie von 84 auf 51[32]. Es war nicht viel anders als in Garrel, wo Pfarrer Kock 1890 äußert: „Unsere Leute lassen sich leicht begeistern, aber gehts ans Bezahlen, so sind wir nicht da."[33] Die mehrfach angehobenen Mitgliedsbeiträge waren mit Schuld an der Verkümmerung der Arbeit in verschiedenen Abteilungen, die sich bekanntlich teilweise wieder auflösten.
Will man aber die Breitenwirkung der Werbung für die OLG von den Anfängen 1818 bis 1900 gerecht beurteilen, so muß man die Mitgliederstatistik aller Abteilungen miteinander vergleichen. In Cloppenburg stieg die Kurve von fünf Gründungsmitgliedern (1823) auf 112 im Jahr 1892, in Dinklage von 22 (1855) bis auf 70 (1892). Noch deutlicher wird vielleicht der Aufschwung der OLG, wenn man die Gesamtzahl der Mitglieder von 1818 der von 1893 gegenüberstellt: Hier ist ein Anstieg von 69 auf 3202 zu verzeichnen[34]. Diese mehr als 45fache Zunahme der Zahl der Mitglieder ließe eigentlich eine vollständige soziale Umstrukturierung der örtlichen Abteilungen bis in die 90er Jahre des 19. Jahrhunderts erwarten. Der Zulauf an Landwirten nach 1870 läßt sich auch in den jährlich für den Zentralvorstand zusammengestellten Mitgliederlisten der Abteilungen deutlich ablesen. Aber noch längst nicht überall hatten Landwirte die Führungspositionen inne. Die Abteilung Friesoythe, die 1888 nach einer langen Pause wieder in das Leben zurückgerufen wurde, leitete traditionsgemäß der örtliche erste Beamte des Staates, der Amtshauptmann, vermutlich, weil es in dem noch immer etwas rückständigen Gebiet zu wenig vermögende und gebildete Land-

Landesbibliothek Oldenburg

wirte gab[35]. Da sich die Ziele der OLG mit denen des Staates weitgehend deckten, konnte den Beamten aus dieser Nebentätigkeit eigentlich keine Konflikte erwachsen. Deshalb war auch die Übernahme eines Vorsitzes durch Pfarrer oder Lehrer, wie es zuweilen geschah, für diese unbedenklich. Meistens sah es die Regierung sicher nicht ungern, wenn Pädagogen diese für die Weiterbildung der Landwirte so wichtige Aufgabe übernahmen. Auf Grund ihrer beruflichen Stellung benutzten Pfarrer und Lehrer Schulkinder nicht selten für mechanische Dienste, die für die örtliche Filialgesellschaft zu leisten waren. Daß Protokolle anderer landwirtschaftlicher Vereine oder Abschnitte aus tiermedizinischen Büchern von Schulkindern für die örtliche Filialgesellschaft abgeschrieben werden mußten, mag allerdings ein Einzelfall gewesen sein. Kinder waren immer noch die billigsten Arbeitskräfte[36].

Die Tätigkeit der geistigen Verarbeitung des auf den Versammlungen dargebotenen Vortragsstoffes und der empfohlenen Lektüre konnte jedoch niemand den Vereinsmitgliedern abnehmen. Was man in dieser Beziehung von ihnen erwartete, ist aus den 1835 für die Filialgesellschaft Friesoythe aufgestellten Statuten zu ersehen. Laut § 4 hat jedes Mitglied in der Versammlung wenigstens einen ihm wichtig erscheinenden landwirtschaftlichen Gegenstand entweder schriftlich oder mündlich zur Sprache zu bringen[37].

Zwischen Theorie und Praxis dürfte auch hier eine ziemliche Lücke geklafft haben. Vor allem in den Anfängen der OLG haben die Vorsitzenden in ihren Abteilungen die meisten Vorträge gehalten. Natürlich kam es auch vor, daß zwölf Punkte nacheinander im freien Gespräch erörtert wurden. In der Regel beherrschten ein oder zwei Referate die Tagesordnung. Für Aussprache darüber blieb dann oft nicht genügend Zeit. Außer dem ersten Vorsitzenden verfügten die Abteilungen selten über mehrere andere geeignete Redner. Mit der Einrichtung des Amtes des Generalsekretärs (1861), der trotz dürftiger Spesen immer wieder über das Land auf Vortragsreise zog, sowie mit der Gründung der Ackerbauschule in Cloppenburg (1863/64) trat eine deutliche Belebung der landwirtschaftlichen Vortragstätigkeit ein. Die Abteilung Cloppenburg wurde wegen der Ackerbauschule bevorzugt besucht. Dem Fachmann gehörte die Zukunft[38].

Vielleicht noch wichtiger war für den lesegewandten Landwirt ein ausreichendes Angebot an Zeitungen, Zeitschriften und Fachbüchern. Vorne an rangierten die „Oldenburgischen Blätter" und seit 1853 das Landwirtschaftsblatt für das Herzogtum Oldenburg. Natürlich wurden wegen der traditionellen Beziehungen zu Osnabrück und Münster auch dortige Fachblätter abonniert. Vor allem in den Anfängen schickte die Zentrallandwirtschaftsgesellschaft die wichtigsten Zeitschriften und Bücher leihweise an die Filialgesellschaften, wo jene dann in den Vereinslokalen auslagen oder in Lesezirkeln reihum liefen. So gab es in Dinklage 1861 drei solcher Lesezirkel[39]. In Damme soll die örtliche Gesellschaft 1857 aus einem Lesezirkel erwachsen sein[40]. Ein drittes Element in der Arbeit der Filialgesellschaften bildeten die Exkursionen, die in der wärmeren Jahreszeit stattfanden. Die Versuchsfelder von Vereinsmitgliedern und die Modelle neuer Landmaschinen waren bevorzugte Ziele.

„Fortbildung der Landwirte" – das klang wie ein Zauberwort. Im Anfang mußte erst einmal den Bauern bewußt gemacht werden, wie sehr die eigene Landwirtschaft hinter der Entwicklung in den benachbarten Ländern zurückhing. Besonders auf der oldenburgischen und münsterländischen Geest hatte sich die Dreifelderwirtschaft keineswegs überall durchgesetzt[41]. Die gesamte Landwirt-

Landesbibliothek Oldenburg

schaft schien in feststehenden Bewirtschaftungsformen erstarrt zu sein. Nur wenige Landwirte zeigten sich gegenüber Versuchen, welche zu einer Durchbrechung dieser starren Regeln führen sollten, aufgeschlossen und lernfähig. Ohne ständige Anstöße von außen sowie die Bereitschaft, die bei den Experimenten gewonnenen Erfahrungen miteinander auszutauschen und auf die eigene Wirtschaft anzuwenden, mußte eine solche Bewegung allerdings bald wieder zum Stillstand kommen. Die Protokolle der Abteilungen Friesoythe, Cloppenburg, Löningen und Dinklage sprechen viel von diesen Auseinandersetzungen.

Südoldenburg mangelte es nach der Aufteilung der Marken bis etwa 1870 viel weniger an Wirtschaftsfläche als solcher als an guten ertragsreichen Böden[42]. Sicher lagen diese Probleme für die Heuerleute anders als für die Zeller. Im moorreichen Amt Friesoythe wird mit Sicherheit der Mangel an Kulturland lange Zeit größer gewesen sein als etwa im Amt Damme. Ein Ziel war jedoch allen südoldenburgischen Abteilungen der OLG gemeinsam: Die Verbesserung des Bodens durch ausreichende Düngung, einen Wechsel der Frucht, hinreichende Bewässerung sowie das Angebot von ausgesuchtem Saatgut.

Auf der einen Seite wollte der Bauer möglichst viel Vieh halten, um viel organischen Dünger zu gewinnen, auf der anderen Seite mußte dafür auch das entsprechende Acker- und Weideland zur Verfügung stehen. Die Ernährungsbasis der Familie war gefährdet, wenn das Gros der vorhandenen Wirtschaftsfläche für den Futterbedarf des eigenen Viehs benötigt wurde. Folglich mußte der Landwirt darauf achten, nur soviel Vieh zu halten, wie er ausreichend füttern konnte. Zumindest in einigen südoldenburgischn Gebieten war diese Balance um 1850 gestört, weil der Viehstapel zu groß war[43].

Der Wirtschaftsbetrieb der meisten Höfe änderte sich deutlich, seit die großen Marken aufgeteilt waren. Es stand weniger Land für den Plaggenhieb zur Verfügung. Seit mehreren Jahrhunderten hatten viele Heideflächen und Wiesen als Abbaugebiet für die erforderlichen Grassoden gedient. Mischte man die Plaggenerde mit Kuh- oder Schafdung – wie er vor allem im Amt Friesoythe in großen Mengen anfiel –, ergab dies eine gute Komposterde. Der Schaden für die ausgebeuteten Flächen war jedoch irreparabel. So stellte 1835 die Friesoyther Filialgesellschaft fest, daß in manchen Teilen der Kreise Vechta und Cloppenburg bereits Zweidrittel des „wüsten Landes" „abgeplaggt" seien. Im Amt Friesoythe war der Raubbau noch nicht ganz so weit vorangetrieben worden[44].

Nachdem künstliche Düngemittel in den Handel gekommen waren und das Angebot an qualitativ besserem Kuhdung wuchs, war eine gedankenlose Verwendung von Plaggen nicht länger zu verantworten. Nur dort, wo das Land weder als Acker noch als Wiese geeignet schien, war ein Plaggenabbau in Zukunft noch wirtschaftlich vertretbar. Der Weg vom Heideland zu dem zu düngenden Acker durfte aber nicht zu weit sein. Schon 1866 spielte der Arbeitszeitfaktor auch für die modern denkenden Bauern in Südoldenburg eine wichtige Rolle[45]. Generalsekretär Schroeter war sichtlich bemüht, das ökonomische Bewußtsein der Bauern zu schärfen. Die tief eingewurzelte Sitte der Plaggen- und Naturdüngervermischung wollte aber niemand verdammen, da eine Umstellung der Wirtschaft viel Zeit benötigte.

Es ließ sich indessen nicht leugnen, daß die Plaggendüngung auf die Dauer nur von Schaden war, ganz abgesehen von dem hohen Arbeitsaufwand[46]. Da der Anfall an natürlichem Dünger keineswegs mit der Vergrößerung der Anbau-

Landesbibliothek Oldenburg

flächen und deren intensiver Bewirtschaftung Schritt halten konnte, mußte die Landwirtschaft zusammen mit der sich entwickelnden Agrarwissenschaft nach neuen Düngemitteln Ausschau halten und dies schon, ehe die folgenreichen Erfindungen von Justus Liebig vor 1850 das Düngerproblem in wenigen Jahrzehnten fast völlig aufhoben. Zunächst ging man auf Suche nach bisher noch nicht entdeckten „Schätzen" im Lande. In der Abteilung Friesoythe priesen verschiedene Redner die Fruchtbarkeit des menschlichen Kots, der zu jener Zeit vielfach noch nicht in Gruben gesammelt wurde. Aus wirtschaftlichen, aber auch aus sittlichen Gründen mahnte die Abteilung von Zeit zu Zeit die Hausbesitzer, bei ihren Häusern feste Abtritte zu errichten. Noch um 1881 waren sie auch im Amt Löningen noch nicht bei jedem Haus vorhanden[47]. Ab etwa 1890 wurde auch mit der Eisenbahn beförderter Bremer Fäkaldünger über die Äcker verteilt[48].

Bald nach der Gründung der OLG begann man sich Gedanken über das Vorkommen und die Düngewirkung des Mergels zu machen. Bis zum Ende des Jahrhunderts blieb das Thema in der Diskussion, auch im oldenburgischen Münsterland, wo der Erfolg lange auf sich warten ließ. Mehrfach holten die Filialgesellschaften Mergelmeister in das Land, um sie nach Mergellagern suchen zu lassen. Großer Beliebtheit hat sich die Mergelung hier nie erfreuen können[48a]. Knochenmehl, Kalk, Kainit und Guano (1842 zum erstenmal nach Deutschland importiert) wurden dagegen von den aufgeschlosseneren Landwirten gern verwendet. Ehe sich der örtliche Handel des Verkaufs dieser Erzeugnisse annahm, wurden sie vielfach durch die Zentrale in Oldenburg vermittelt. In der Abteilung Löningen kam das Thema „Handelsdünger" am 22. Mai 1855 zum erstenmal auf die Tagesordnung. Apotheker König, selbst Mitglied der Löninger Gesellschaft, führte „oekonomischen Dünger" vor, den er durch den Vareler Konsul Bley aus Belgien bezogen hatte. Als im Dezember 1855 über die vergangene Ernte gesprochen wurde, erklärte der Löninger Vorsitzende Münzebrock, der ökonomische Dünger habe sich anscheinend kaum positiv auf den Körnerertrag bei dem von ihm bebauten Gerste- und Roggenfeldern ausgewirkt[49].

Was ich hier als vorsichtig tastenden Versuch beschrieb, entwickelte sich doch allmählich zu einem regelrechten Verbrauch. 1869 wurden allein in Essen in Oldenburg 200000 Pfund Knochenmehl gekauft, im gesamten Bereich des Cloppenburger Kreises 7 bis 800000 Pfund. Da hierbei mehrfach die vom Handel angegebenen Gewichtsmengen mit der tatsächlichen Menge nicht übereinstimmten, erfolgte auf Wunsch des Zentralvorstandes eine Kontrolle beim Händler, wenn dieser sich dazu bereit fand[50].

Diese damals offensichtlich imponierenden Zahlen wurden bald durch das Handelsvolumen der Konsumvereine (Bezugsgenossenschaften), die außer Saatgut Handelsdünger zu ermäßigtem Preis einführten, in den Schatten gestellt. Blieb man auch mit dem Kornfruchtbau nach alter Väter Sitte auf den Eschländereien, auf dem neu gewonnenen Markenland und sonstigen Brachländereien kam jetzt der Futterbau als Neuheit hinzu.

Die von dem bereits genannten Ökonom Heumann 1847 propagierte Stallfütterung des Viehs ließ sich nur durchführen, wenn der sog. Futterbau gründlich betrieben wurde[51]. Klee, Serradella, Wicken und Lupinen, von denen viele Bauern vor 1850 noch nichts gehört hatten, gediehen besonders auf den feuchten mittelschweren Böden. Auf den ganz leichten Böden säte man – meistens als

Landesbibliothek Oldenburg

Stoppelfrucht – den Spörgel, auch eine bisher wenig bekannte Pflanze. Ohne die Verwendung von Knochenmehl und anderen Arten von „Hülfsdünger" hätten sich jedoch diese neuen Futtergewächse nicht so leicht durchsetzen können. Es versteht sich fast von selbst, daß die Sämereien für diese Pflanzen bis in die 1870er Jahre über den Zentralvorstand in Oldenburg beschafft wurden, ehe dann die Konsumvereine auch diese Artikel zur Deckung des gesteigerten Bedarfs einführten.

Unter den vielen Themen, die wegen ihrer Wichtigkeit immer wieder in den Versammlungen erörtert wurden, stand der Fruchtwechsel ganz vorne an. Generalsekretär Schroeter wiederholte einen Grundgedanken Thaers, als er 1865 einer Dinklager Bauernversammlung zurief: „Der Fruchtwechsel ist das Fundament der Landwirtschaft"[52]. Daß der Ablauf des Fruchtwechsels von der Bodenbeschaffenheit abhing, wurde oft genug betont. G. H. Hörstmann aus Bünne, der sich in Dinklage große Verdienste um die OLG erworben hat, beschrieb einmal den Fruchtwechsel, nach Bodenarten getrennt, in folgender Weise: Für schwere Böden empfahl er als Vorfrucht Gerste oder Kartoffeln. Darauf sollten Roggen oder Weizen, danach Roggen oder Hafer gesät werden. Als Fruchtfolge für die in Südoldenburg häufigen leichten Böden nannte er Roggen, Hafer oder Buchweizen. Daß die leichten Böden hierfür besonders gut gedüngt werden müßten, fügte er ausdrücklich hinzu[53].

Sehr schwer war es, die Landwirte für die Idee des Fruchtwechsels zu gewinnen. Im Bereich der Filialgesellschaft Friesoythe unternahmen 1865 der Bauer König in Schwaneburg und der Gutsbesitzer Peters in Ellerbrock mit ausgewähltem Saatgut der OLG Versuche, um die Wirkung des Fruchtwechsels zu demonstrieren[54]. Nur persönliche Anschauung vermochte die Bauern vom Erfolg der neuen Anbaumethode zu überzeugen. Diese Überzeugungsarbeit dauerte Jahrzehnte. Selbst noch im Jahr 1898 stellte man auf einer Versammlung in Dinklage fest, daß die Methode des Fruchtwechsels sich bisher nicht überall im Lande durchgesetzt habe.

Neue Wege in der Bearbeitung des Ackers waren nur begehbar, wenn dafür neues Ackergerät zur Verfügung stand. Rationelles Wirtschaften bedeutete Beschränkung auf wenige Arbeitskräfte (Knechte oder Heuerleute). Nachdem in den Jahren 1870/73 dank einer ungewöhnlichen Konjunktur die Löhne kräftig in die Höhe geschossen waren, wuchs die Nachfrage nach Landmaschinen merklich. Besonders aber der Mangel an Tagelöhnern, über den zuerst um 1847 geklagt wurde[55], drängte die Bauern schließlich auch in der Geest zur Anschaffung von neuen Geräten. Entsprechend entwickelte sich nach 1871 im Oldenburgischen ein eigener Handel mit landwirtschaftlichen Maschinen.

Die drei Jahrzehnte zuvor, von 1840 bis 1870, sind durch ein lebhaftes Experimentieren mit Landmaschinenmodellen gekennzeichnet. Besonders wichtig sind für uns die Nachrichten über Bau und Verkauf von landwirtschaftlichen Geräten im Münsterland und seiner Umgebung, weil sie als Bausteine zur bäuerlichen Volkskultur dienen können. Um die verschiedenen Erdschichten besser miteinander vermischen und den Boden tiefer durchlockern zu können, benötigte man Tiefpflüge. Man nannte sie damals Untergrundpflüge. Um 1840 gab es mehrere Schmiede im Lande, welche die diesbezüglichen Forderungen der OLG aufgriffen. Unter ihnen befand sich Rudolph Müller aus Hollen bei Ramsloh (Saterland), der im April 1841 der in Friesoythes „Hotel Pancratz" versammelten Filialgesellschaft einen Untergrundpflug vorführte[56]. Mit ziemlicher Sicherheit

Landesbibliothek Oldenburg

ist dieses Gerät aus Eisen gewesen, was damals – im Gegensatz zu dem längst industrialisierten England – etwas besonderes war. In Deutschland gebaute eiserne Landmaschinen hatten noch Seltenheitswert und waren fast nur als Einzelstücke zu erwerben. Mit der Zeit wurden die Untergrundpflüge so beliebt, daß 1861 bereits 15 in der engeren Umgebung von Cloppenburg zu verzeichnen waren[57]. Auf derselben Versammlung in Friesoythe beschauten die interessierten Landwirte eine in England gebaute Häckerling-Schneidemaschine.
Anläßlich einer Exkursion der Cloppenburger Abteilung nach Nieholte und Nutteln (1857) führte der Zeller August von Hammel in Nutteln mehrere neue landwirtschaftliche Maschinen vor, u. a. einen sog. Kartoffelpflug und eine Egge, die Kuhlmann in Badbergen gebaut hatte[58]. Von Hammel scheint auch selber Eggen und Pflüge konstruiert zu haben.
Zwei Maschinenbauer, welche die von der OLG kommenden Konstruktionswünsche in geschickter Weise verarbeiteten, verdienen eine besondere Erwähnung: Wesselmann in Nieholte und Holthaus in Dinklage. Wesselmann baute 1860 eine Dampfmaschine, die die Cloppenburger auf dem Hof des Zellers Meyer in Bühren besichtigten. 1865 empfahl die Cloppenburger Abteilung den von ihm gebauten Schwingpflug. Auf der Generalversammlung des OLG in Delmenhorst (1865) führte Wesselmann eine ebenfalls von ihm konstruierte Häckerlingsmaschine vor[59]. Es gehörte viel Mut und Ausdauer dazu, auf dem immer noch vom Ausland beherrschten Markt mit eigenen Erzeugnissen der landwirtschaftlichen Technik zu werben. Inzwischen hatte die amerikanische Eisenindustrie die englischen Landmaschinen weiter entwickelt und diese nach Meinung eines damaligen Dammer Landwirts erst „wirklich brauchbar" gemacht[60]. Um amerikanische Dreschmaschinen nachbauen zu können, erbat sich Holthaus in Dinklage vom Zentralvorstand der OLG zeichnerische Vorlagen. Holthaus' Dreschmaschine wurde später mehrfach wegen der soliden Bauart und des niedrigen Preises gerühmt. 1873 besaßen sämtliche Dinklager Höfe eine Dreschmaschine. Die Geräte waren erschwinglich geworden. Holthaus scheint auch der erste Südoldenburger gewesen zu sein, der 1864 auf Anregung der Dinklager Abteilung eine leistungsfähige Mähmaschine schuf[61]. Die 1864 geplante Tier- und Maschinenschau in Dinklage veranlaßte den Zeller Hörstmann, durch amerikanische Verwandte einen Zylinderpflug, einen Kultivator, eine Drillmaschine, eine Mähmaschine für Gras und Korn sowie eine Heuwendemaschine zollfrei aus den Vereinigten Staaten einführen zu lassen[62].
Während in landwirtschaftlichen Regionen, wie dem soeben mehrfach genannten Dinklage, durch eine intensive Ackerbewirtschaftung und eine erfolgreiche Viehzucht um 1900 eine Wendung zum Besseren deutlich spürbar wird[63], blieben vor allem Teile der Ämter Friesoythe und Cloppenburg wegen ihrer großen Heide- und Moorflächen dahinter zurück. Lieber nutzten die kleinen Bauern die Heide weiterhin in extensiver Weise zu Plaggenhieb und Schafweide, als daß sie die kostspielige Kultivierung mit Hilfe von Dampfpflügen auf sich nahmen. Dabei versprachen die von Ort zu Ort reisenden Redner der OLG und der Forstwirtschaft als Endergebnis der Kultivierung nicht nur eine ertragreiche Forstkultur, sondern ebenso eine Milderung des bisher recht unausgeglichenen örtlichen Klimas. Besonders wurde für den Niebecker Dampfpflug, der zuerst in der Lüneburger Heide bei Niebeck erprobt worden war, geworben. Da ein solcher Pflug ein kleines Vermögen kostete, trat der hannoversche Forstmeister Quaet-Faslem 1886 für dessen Anschaffung durch den Zentralvorstand

Landesbibliothek Oldenburg

ein. In den angesprochenen südoldenburgischen Abteilungen begegnete man dem Werben mit Zurückhaltung, weil man die hohen Ausgaben verständlicherweise scheute[64].

Der Bogen der sehr vielseitigen Beratertätigkeit der OLG reichte von der Verbesserung der Böden über den Fruchtwechsel, den Gartenbau, die Unkrautbekämpfung, Vogelschutz, Fischwirtschaft und Forstwesen bis hin zu Tierhaltung, Tierzucht und Tierhandel. Da dieser Teil im hiesigen Jahrbuch schon mehrfach ausführlich dargestellt worden ist, kann er hier übergangen werden[65]. Ebenso wollen wir auf eine Darstellung jenes weitverzweigten Netzes von landwirtschaftlichen Zweckvereinen verzichten, das sich nach 1870 über das ganze Herzogtum ausdehnte. Es stellte Kauf und Verkauf landwirtschaftlicher Erzeugnisse auf eine ganz neue Grundlage. Mit der Gründung von Spar- und Darlehnskassen auf dem Lande gewann auch der Faktor Kapital eine ganz andere Dimension. Alle diese strukturellen Veränderungen vollzogen sich im Oldenburgischen zwischen 1870 und 1900 in immer rascherem Tempo. Gewisse zeitliche Verschiebungen zwischen der Wesermarsch einerseits und der münsterländischen Geest andererseits fallen dabei nicht so sehr ins Gewicht. Dennoch sind sie nicht zu übersehen.

Ohne Zweifel hatte die OLG keinen geringen Anteil an diesen Veränderungen. Ohne sie wäre die Fortbildung der Landwirte weit zurückgeblieben, die Betriebe hätten auf dem Leistungsstand von etwa 1830/40 verharrt. Ähnlich urteilte 1870 der Kolon Ferneding aus Ihorst auf einer Versammlung der Dinklager Abteilung: Durch die Tätigkeit der OLG sei in den letzten zehn Jahren mehr geschaffen worden, als ohne dieselbe in 30 Jahren erreicht worden wäre[66]. Auch innerhalb Südoldenburgs verlief diese Strukturverbesserung nicht gleichmäßig. Einzelne Gebiete, wo Moor und Heide vorherrschten, bedurften stärkerer wirtschaftlicher Förderung als andere, wo die Voraussetzungen von vornherein günstiger waren. Kleinbauern und Heuerleute, die kein Kapital besaßen, um die Produktivität ihrer Hofstätte entscheidend zu verbessern, gab es allerdings fast überall. Hier half die OLG vielfach uneigennützig mit Wagenladungen von Saatgut und Kunstdünger[67]. Anstelle einer Zusammenfassung des bisher Gesagten mögen einige Sätze des Dammers Benno Meyer aus der Festschrift von 1894 stehen[68]:

„Verbreitet in einer Anzahl von 18 Abteilungen oder Lokalvereinen gehören in einer Zahl von 918 alle intelligenten und für fortschreitende Weiterentwicklung der Gesellschaft an. Durch eine Anzahl sehr tüchtiger und strebsamer Generalsecretaire, die unausgesetzt in lebhaftem Connex mit den Abteilungen das Band derselben mit der Centralleitung zu erhalten bestrebt waren, sind im Laufe der neueren Zeit gerade in dem hier besprochenen Landesteile in so wirksamer Weise eine große Anzahl fördernder Einrichtungen in's Leben gerufen, daß man das landwirtschaftliche Vereinswesen in erster Linie als denjenigen Hebel ansehen darf, dessen wirksame Anwendung in ungemein hohem Grade fördernd auf die Entwicklung der Landwirtschaft in unserem Landesteile eingewirkt hat. . . ., vor allem aber und, wenn auch zuletzt genannt, doch nicht in letzter Linie stehend, haben wir in dem Einflusse der Centralisation unserer landwirtschaftlichen Vereine einen mächtigen Hebel zur Hebung des Standesbewußtseins innerhalb der Kreise des einfachen Landmannes erkannt, die den Einzelnen in den Stand setzt, für seine Ansichten und Wünsche eine große Gesammtheit zu interessiren." Die in der fernen Residenz 1818 gegründete Honoratiorengesellschaft hatte sich bis zum Jahrhundertende in einen über das ganze Land verbreiteten mitgliederstarken Interessenverband verwandelt.

Landesbibliothek Oldenburg

Anmerkungen:

1. Hans Haushofer, Die deutsche Landwirtschaft im technischen Zeitalter (Deutsche Agrargeschichte 5), Stuttgart 1963, S. 27.
2. Ebenda, S. 32.
3. Festschrift zur Feier des fünfundsiebzigjährigen Bestehens der Oldenburgischen Landwirtschaftsgesellschaft, Bearb. Dr. W. Rodewald, Berlin 1894, S. 10ff.
4. Hans-Wilhelm Windhorst, Phasen der agrarwirtschaftlichen Entwicklung im Oldenburger Münsterland (I), in: Jahrb. für das Oldenburger Münsterland 1975, S. 127ff., insbesondere S. 136f.
5. Zu Friesoythe: Best. 278-2 Nr. 205, 206, 243; zu Cloppenburg: Best. 278-2 Nr. 198, 199, 232; zu Löningen: Best. 278-2 Nr. 194, 229, 294; zu Dinklage: Best. 278-2 Nr. 203, 237. Der Bestand 278-2 (Oldenburgische Landwirtschaftsgesellschaft), der in der Folge immer wieder zitiert wird, liegt im Nieders. Staatsarchiv in Oldenburg.

5a. Festschrift der Oldenburgischen Landwirtschaftsgesellschaft, wie Anm. 3, S. XLIII.

6. Best. 278-2 Nr. 198, Protokoll 19. 4. 1823.
7. Ebenda.
8. Festschrift der Oldenburgischen Landwirtschaftsgesellschaft, wie Anm. 3, S. 111.
9. Best. 278-2 Nr. 205, Protokoll 15. 1. 1835. Ungenau in Festschrift der Oldenburgischen Landwirtschaftsgesellschaft, wie Anm. 3, S. 111 und bei Alfons Schwerter, Die Oldenburgische Landwirtschafts – Gesellschaft – ein Impulsator für die heimische Landwirtschaft (1818-1894), in: Jahrbuch für das Oldenburger Münsterland 1979, S. 114.
10. Best. 278-2 Nr. 203: Reinecke an v. Buschmann, Dinklage 20. 12. 1846.
11. Ebenda, Reinecke an v. Buschmann, Dinklage 1. 11. 1846. – Die Zentrallandwirtschaftsgesellschaft in Oldenburg bezog 1846 von Regenwalde Kartoffelsamen und Samen aus größerem Spörgel. Ebenda. – Haushofer, Die deutsche Landwirtschaft, wie Anm. 1, S. 151ff.
12. Festschrift der Oldenburgischen Landwirtschaftsgesellschaft, wie Anm. 3, S. II.
13. Best. 278-2 Nr. 268.
14. Best. 278-2 Nr. 205, Protokoll 28. 4. 1841.
15. Best. 278-2 Nr. 206, Protokoll 25. 9. 1863 und 26. 11. 1864. Zu Schröter: Best. 278-2 Nr. 77-81.
16. Best. 278-2 Nr. 194.
17. Festschrift der Oldenburgischen Landwirtschaftsgesellschaft, wie Anmerkung 3, S. 112 und 115.
18. Best. 278-2 Nr. 218.
19. Festschrift der Oldenburgischen Landwirtschaftsgesellschaft, wie Anm. 3, S. 116, danach auch Alfons Schwerter, Die Oldenburgische Landwirtschaftsgesellschaft – ein Impulsator für die heimische Landwirtschaft (1818-1894) in: Jahrbuch für das Oldenburger Münsterland 1979, S. 120. Vgl. dagegen Best. 278-2 Nr. 220.
20. Festschrift der Oldenburgischen Landwirtschaftsgesellschaft, wie Anm. 3, S. 117. Best. 278-2 Nr. 248.
21. Best. 278-2 Nr. 251.
22. Festschrift der Oldenburgischen Landwirtschaftsgesellschaft, wie Anm. 3, S. 117.
23. Best. 278-2 Nr. 222.
24. Best. 278-2 Nr. 255.

24a. Best. 278-2 Nr. 264; Festschrift der Oldenburgischen Landwirtschaftsgesellschaft, wie Anmerkung 3, S. 117.

25. Best. 278-2 Nr. 257.
26. Best. 278-2 Nr. 260.
27. Best. 278-2 Nr. 244.
28. Best. 278-2 Nr. 247.
29. Best. 278-2 Nr. 265.
30. Oldenburgische Gesetzsammlung 33, 1900, S. 81ff. – F.-W. Schaer, Gründungsgeschichte der drei oldenburgischen Kammern, in: Oldenburg um 1900, Beiträge zur wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Situation des Herzogtums Oldenburg im Übergang zum industriellen Zeitalter, Herausgeber: Handwerkskammer Oldenburg, Landwirtschaftskammer Weser-Ems und Oldenburgische Industrie- und Handelskammer, Oldenburg 1975, S. 23ff.
31. Festschrift der Oldenburgischen Landwirtschaftsgesellschaft, wie Anm. 3, S. 64f.; Best. 278-2 Nr. 243; Protokolle und Korrespondenz mit dem Generalsekretär von 1888. Vgl. auch Best. 278-2 Nr. 206, Prot. vom 25. 11. 1874.

32 Best. 278-2 Nr. 243: Prot. vom 18. 1. 1890 und 20. 10. 1892.

33. Best. 278-2 Nr. 247: Kock an Generalsekretär, 19. 7. 1890.
34. Festschrift der Oldenburgischen Landwirtschaftsgesellschaft, wie Anm. 3, S. II.
35. Vgl. Best. 278-2 Nr. 205, 206 und 243.
36. Best. 278-2 Nr. 205, Prot. 23. 2. 1839.
37. Ebenda, Prot. 15. 1. 1835.
38. Best. 278-2 Nr. 199 und 232.

Landesbibliothek Oldenburg

39. Best. 278-2 Nr. 203, Prot. 6. 1. 1861.
40. Festschrift der Oldenburgischen Landwirtschaftsgesellschaft, wie Anm. 3, S. 113.
41. F.-W. Schaer, Die Oldenburgische Landwirtschaftsgesellschaft. Wegbereiter der heutigen Landwirtschaftskammer Weser-Ems im 19. Jahrhundert, in: Landwirtschaftsblatt Weser-Ems Nr. 51/52, 24. Dez. 1982, S. 35. – Georg Hanssen, Agrarhistorische Abhandlungen (Bd. 1), Leipzig 1880, S. 203ff.
42. Hans-Wilhelm Windhorst, Phasen der agrarwirtschaftlichen Entwicklung im Oldenburger Münsterland (I), in: Jahrbuch für das Oldenburger Münsterland 1975, insbes. S. 130.
43. Vgl. Best. 278-2 Nr. 203, besonders Prot. 28. 4. 1847 und 17. 11. 1847 (Bericht Heumanns über seine Bereisung des Kirchspiels Dinklage).
44. Best. 278-2 Nr. 205, Prot. 12. 2. 1835.
45. Vgl. das Referat von Joseph Ferneding/Ihorst in Dinklage, 25. 3. 1865 sowie das Referat von Landwirtschaftslehrer Themann/Cloppenburg, 4. 11. 1865 in Dinklage. Best. 278-2 Nr. 203.
46. Referat von Többe-Diekmann in Dinklage, 15. 1. 1870. Best. 278-2 Nr. 203.
47. Zu Friesoythe: Best. 278-2 Nr. 205, Prot. 26. 6. 1838; zu Löningen: Best. 278-2 Nr. 229, Prot. 2. 3. 1881.
48. Best. 278-2 Nr. 232, Prot. 16. 12. 1891.
48a. Best. 278-2 Nr. 206, Prot. 29. 12. 1870; Best. 278-2 Nr. 198, Prot. 14. 4. 1824; Benno Meyer, Die landwirtschaftlichen Verhältnisse des Münsterlandes, in: Festschrift der Oldenburgischen Landwirtschaftsgesellschaft, wie Anm. 3, S. 245.
49. Best. 278-2 Nr. 229, Prot. 22. 5. 1855 und 12. 12. 1855.
50. Best. 278-2 Nr. 199, Prot. 29. 12. 1868; Best. 278-2 Nr. 199, Landwirtschaftslehrer Jaspers an Generalsekretär, 8. 11. 1880 Cloppenburg.
51. Best. 278-2 Nr. 203, Prot. 15. 8. 1847 und 17. 11. 1847.
52. Ebenda, Prot. 25. 3. 1865.
53. Ebenda, Prot. 23. 3. 1861.
54. Best. 278-2 Nr. 206, Prot. 29. 3. 1865.
55. Best. 278-2 Nr. 203, Prot. 15. 8. 1847; Carl Friedrich Müller, Die Anwendung landwirtschaftlicher Maschinen und Geräte im Herzogtum Oldenburg während der Jahre 1818-1893, in: Festschrift der Oldenburgischen Landwirtschaftsgesellschaft, wie Anm. 3, S. 261.
56. Best. 278-2 Nr. 205, Prot. 28. 4. 1841.
57. Best. 278-2 Nr. 198, Prot. 9. 3. 1861.
58. Best. 278-2 Nr. 198, Prot. 28. 11. 1857.
59. Ebenda, Prot. 2. 2. 1861; Best. 278-2 Nr. 199, Prot. 31. 7. 1865 und 29. 11. 1865.
60. Carl Friedrich Müller, wie Anm. 55, S. 260f.
61. Best. 278-2 Nr. 203, Prot. 23. 3. 1861 und Schreiben an den Generalsekretär, 1. 6. 1873; Best. 278-2 Nr. 96.
62. Best. 278-2 Nr. 90.
63. Best. 278-2 Nr. 237, Referat des Schulvorstandes Lohaus in Dinklage, 26. 10. 1898.
64. Best. 278-2 Nr. 229, Prot. 16. 12. 1885; Hermann Kaiser, Dampfmaschinen gegen Moor und Heide. Ödlandkultivierung zwischen Weser und Ems (Materialien zur Volkskultur nordwestliches Niedersachsen H. 8, Hrsgb. H. Ottenjann), Cloppenburg 1982, S. 62.
65. Vgl. die Aufsätze von Alfons Schwerter im Jahrbuch für das Oldenburger Münsterland 1981, 1982 und 1983.
66. Best. 278-2 Nr. 203, Prot. 15. 1. 1870.
67. Zum Beispiel Best. 278-2 Nr. 199, Prot. 12. 3. 1863.
68. Benno Meyer, Die landwirtschaftlichen Verhältnisse des Münsterlandes, in: Festschrift der Oldenburgischen Landwirtschaftsgesellschaft, wie Anm. 3, S. 235f.

Landesbibliothek Oldenburg

Das Heiratsverhalten der Bevölkerung im Kreis Vechta*

Von Anne Pellenwessel

Über das Heiratsverahlten der Bevölkerung im Landkreis Vechta liegen bislang kaum Untersuchungen vor. Das Ziel dieses Beitrages ist daher, mit Hilfe statistischer Übersichten einen Eindruck über das Heiratsverhalten der Bevölkerung im Kreis Vechta zu vermitteln. Um einen typischen Querschnitt von der Bevölkerung des Kreises in die Untersuchung mit einzubeziehen, wurden die Eheschließungen in den Orten Vechta (vorwiegend städtisch geprägt), Damme (vorwiegend ländlich geprägt) und Goldenstedt (höchster protestantischer Anteil im Kreis Vechta) ausgewählt und hinsichtlich der räumlichen Beziehung, des Heiratsalters, der Erwerbstätigkeit und der Konfessionszugehörigkeit miteinander verglichen. Aus zeitlichen Gründen wurden jeweils nur die Eheschließungen der Jahrgänge 1935, 1950, 1965 und 1980 herausgegriffen.

Erläuterungen zum Begriff „Heirat"

Heirat ist oft eine der wichtigsten Erfahrungen im menschlichen Leben. Der Begriff selbst hat verschiedene Bedeutungen: Heirat im engeren Sinne ist die Legalisation einer besonderen Beziehung zwischen Mann und Frau, zu der die Gesellschaft ihre Genehmigung gibt. Durch die Heirat werden beide Partner gesetzlichen und sozialen Verpflichtungen untereinander und der Gesellschaft gegenüber unterworfen. Oft bezieht sich der Begriff „Heirat" nur auf den Hochzeitsvorgang, bei dem die Personen öffentlich als Mann und Frau verbunden werden.

Gewöhnlich wird Heirat auch im weiteren Sinne gebraucht, um die Beziehung zwischen Mann und Frau zu bezeichnen, die die Ehe eingegangen sind und damit die Grundlage einer Familie bilden.

Bis zum Jahre 1875 wurden Eheschließungen lediglich in Kirchenbüchern registriert. Die Ehe war bis zu diesem Zeitpunkt ausschließlich eine Angelegenheit der Kirche. Ein Umbruch aber erfolgte, als der Staat die Eheschließung allein für sich reklamierte und die kirchliche Eheschließung rechtlich beiseite schob. Die standesamtliche Registrierung der Eheschließungen wurde 1875 im ganzen Deutschen Reich eingeführt und 1900 in das BGB aufgenommen. Damit ist die Ehe aus der Vormundschaft der Kirche befreit. Heute ist die standesamtliche Eheschließung die Voraussetzung für die kirchliche Trauung.

In der vorindustriellen Zeit kann nicht von einer Ehe im Sinne einer Liebesbeziehung zwischen Mann und Frau gesprochen werden. Für die Bauern-, Handwerker- und Adelsfamilien waren Ehe und Familie die Grundlagen eines autarken Wirtschaftsbetriebes. Eine Liebesheirat war in allen sozialen Klassen ungewohnt. Die Wahl des Ehepartners wurde durch Eltern und Verwandte kontrolliert. Diese sahen im zukünftigen Ehepartner

*) Kurzfassung einer Examensarbeit im Fach Geographie an der Abteilung Vechta der Universität Osnabrück.

Landesbibliothek Oldenburg

eine neue Arbeitskraft im Rahmen der Hauswirtschaft und einen neuen Kapitalbringer (Mitgift, Erbe). Der individuelle Geschmack der heiratenden Person war aus diesem Grund weniger von Bedeutung.
Die regionale Mobilität der arbeitssuchenden Menschen und die Zuwanderung in die Industrieorte bedingten die Loslösung der Familien aus dem traditionellen Verwandschaftszusammenhang, wodurch die familiären Beziehungen intensiviert wurden. Daraus entwickelte sich um die Mitte des 18. Jahrhunderts die Vorstellung von der Ehe als emotionale Verbindung, in der die Liebe den Kerninhalt bildet, während man die Geldehe verabscheute. In der heutigen industriellen Gesellschaft besitzt jeder Mensch grundsätzlich von Natur aus das Recht auf eine Eheschließung. Nur für Eheschließungen zwischen engen Verwandten und Minderjährigen bestehen gesetzliche Ehehindernisse.

Untersuchungsergebnisse

Die Distanz zwischen den Ehepartnern

Im folgenden soll geklärt werden, aus welcher Entfernung die eingeheirateten Ehepartner kommen und ob sich diese Distanz zwischen den Ehepartnern in Bezug auf die Herkunftsorte im Laufe der Zeit wesentlich verändert hat.

Stadt Vechta

Aus den vorliegenden Unterlagen ist zu erkennen, daß, mit Ausnahme des Jahres 1950, nach der Stadt Vechta selbst der zweitgrößte Anteil der Ehepartner aus einer Entfernung von 10 – 20 km kommt. An dritter Stelle folgen eingeheirate Ehepartner aus einem Umkreis bis zu 10 km (Stadt Vechta ausgeschlossen). Eine mögliche Ursache für den relativ großen Anteil der Ehepartner aus 10 – 20 km Entfernung könnte in der Berufspendelwanderung liegen. Im Laufe der Industrialisierung hat sich die Trennung von Arbeitsplatz und Wohnung immer mehr durchgesetzt. Viele Menschen sind zum Auspendeln gezwungen, weil an ihrem Wohnort nicht genügend Arbeitsplätze zur Verfügung stehen. Nach einer detaillierten Studie von Meissner über die Berufspendelwanderung in Südoldenburg pendeln im Kreis Vechta mehr als 25 % der erwerbstätigen Bevölkerung. Nach seiner Untersuchung liegen im Kreis Vechta die Einpendlerzentren in der Stadt Vechta, Lohne und Langförden, zwischen denen wiederum Austauschbewegungen stattfinden. Für Vechta sind die Auspendlerorte Lutten, Bakum und Steinfeld an erster Stelle und Visbek, Goldenstedt und Dinklage an zweiter zu nennen.
Meissner hat festgestellt, daß sich der Berufspendelverkehr innerhalb eines Radius von 10 – 15 km bewegt. Dieser deckt sich mit dem relativ großen Anteil der Ehepartner aus 10 – 20 km Entfernung. Durch diesen Pendelverkehr wird der Anteil der heiratsfähigen Ehepartner aus 10 – 20 km Entfernung wesentlich erweitert und somit die Möglichkeit einer Eheschließung vergrößert.
Durch den Zweiten Weltkrieg wurde die Pendelwanderung unterbrochen, wodurch sich demnach 1950 der relativ geringe Anteil der Ehepartner aus 10 – 20 km Entfernung erklären läßt. Um 1950 herrschten noch schlechte

Landesbibliothek Oldenburg

Verkehrsverhältnisse, so daß die Pendelwanderung nur sehr gering war. 1980 hat sich der Anteil der Ehepartner aus 10 – 20 km Entfernung jedoch verstärkt. Die ständig zunehmende Motorisierung, steigende Baulandpreise am Arbeitsplatz, Arbeitszeitverkürzungen und Eigenheime in der Heimatgemeinde bewirken, daß viele Erwerbstätige in ihren Heimatgemeinden wohnen bleiben und der Pendelverkehr dadurch intensiviert wird.

Gemeinde Damme

1935 und 1950 ist die Entfernung bis zu 20 km für die Eheschließung von großer Bedeutung. Durch die Verminderung der Beschäftigten in der Land- und Forstwirtschaft sind viele Menschen zur Abwanderung in den sekundären und tertiären Sektor gezwungen, wodurch es zu einer verstärkten Pendelbewegung kommt. Schon seit 1939 sind Einpendler aus Holdorf und Steinfeld zu verzeichnen, zu denen später auch Neuenkirchen gezählt wird. Da die Industriezentren aufgrund der ländlichen Struktur oft weit vom Wohnort entfernt liegen, erstreckt sich die Pendlerbewegung in den späteren Jahren hauptsächlich bis zu einer Entfernung von 30 km. Daher spielt diese Entfernung 1965 und 1980 im Hinblick auf die Eheschließungen eine wichtige Rolle. Besonders Vechta und Osnabrück sind im tertiären Sektor anziehende Einpendlerzentren geworden.
In den Jahren 1950 und 1965 findet man außerdem eine für diese Zeit relativ hohe Zahl an Eheschließungen aus über 50 km Entfernung vor. Als Ursache für diese Erscheinung kann die Eingliederung der heimat- und besitzlosen Flüchtlinge und Vertriebenen aus den ehemaligen deutschen Ostgebieten genannt werden. 72 % der Eheschließungen aus über 50 km Entfernung werden 1950 mit einem Partner aus einem ehemaligen deutschen Ostgebiet geschlossen. 1965 beträgt dieser Anteil noch 56 %.

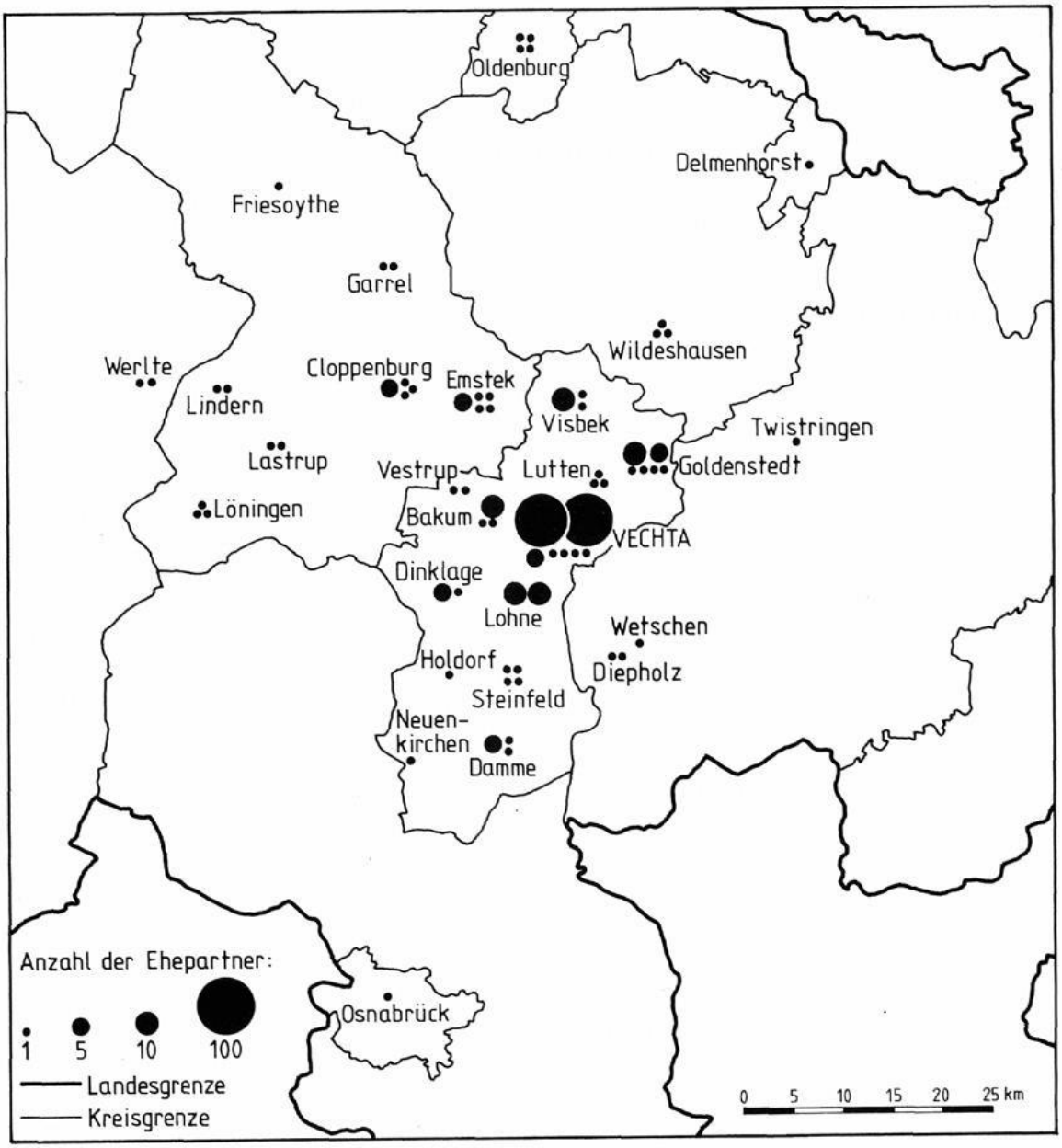
Gemeinde Goldenstedt

In den Jahren 1935, 1950 und 1965 ist die Entfernung bis zu 20 km bedeutend für die Eheschließungen und hat sich 1980 aufgrund der verstärkten Abwanderung der Beschäftigten in der Land- und Forstwirtschaft zur Industrie bis auf 30 km erweitert.
Auch in Goldenstedt ist 1950 und 1965 der Anteil der Ehepartner aus über 50 km Entfernung gestiegen. Als Ursache für diesen Anstieg kann der gleiche Grund wie in Damme genannt werden, nämlich die Integration der Flüchtlinge und Vertriebenen aus den ehemaligen deutschen Ostgebieten.
Während in den ersten drei Untersuchungsjahren der größere Anteil der Ehepartner aus einem Umkreis von 10 km kommt, trifft diese Aussage für 1980 nicht mehr zu. In diesem Jahr findet man zum erstenmal die größte Zahl der Ehepartner in einer Entfernung von 10 – 20 km vor. Hervorgerufen wird diese Tatsache sicherlich durch die starken Pendelströme aus Goldenstedt über die Kreisgrenze hinaus, wobei der stärkste Pendelstrom von Goldenstedt nach Vechta führt.
Berücksichtigt werden muß außerdem die relativ geringe Einwohnerzahl von Goldenstedt und somit die geringere Auswahl eines Ehepartners.

Landesbibliothek Oldenburg

Die Herkunftsorte der Ehepartner

In den jeweiligen Abbildungen sind die einzelnen Herkunftsorte der Ehepartner und die Anzahl der aus diesen Orten stammenden Partner aus allen vier Jahrgängen im Umkreis von 50 km dargestellt.



Herkunft der Ehepartner in Vechta (Summe der Jahre 1935, 1950, 1965, 1980).

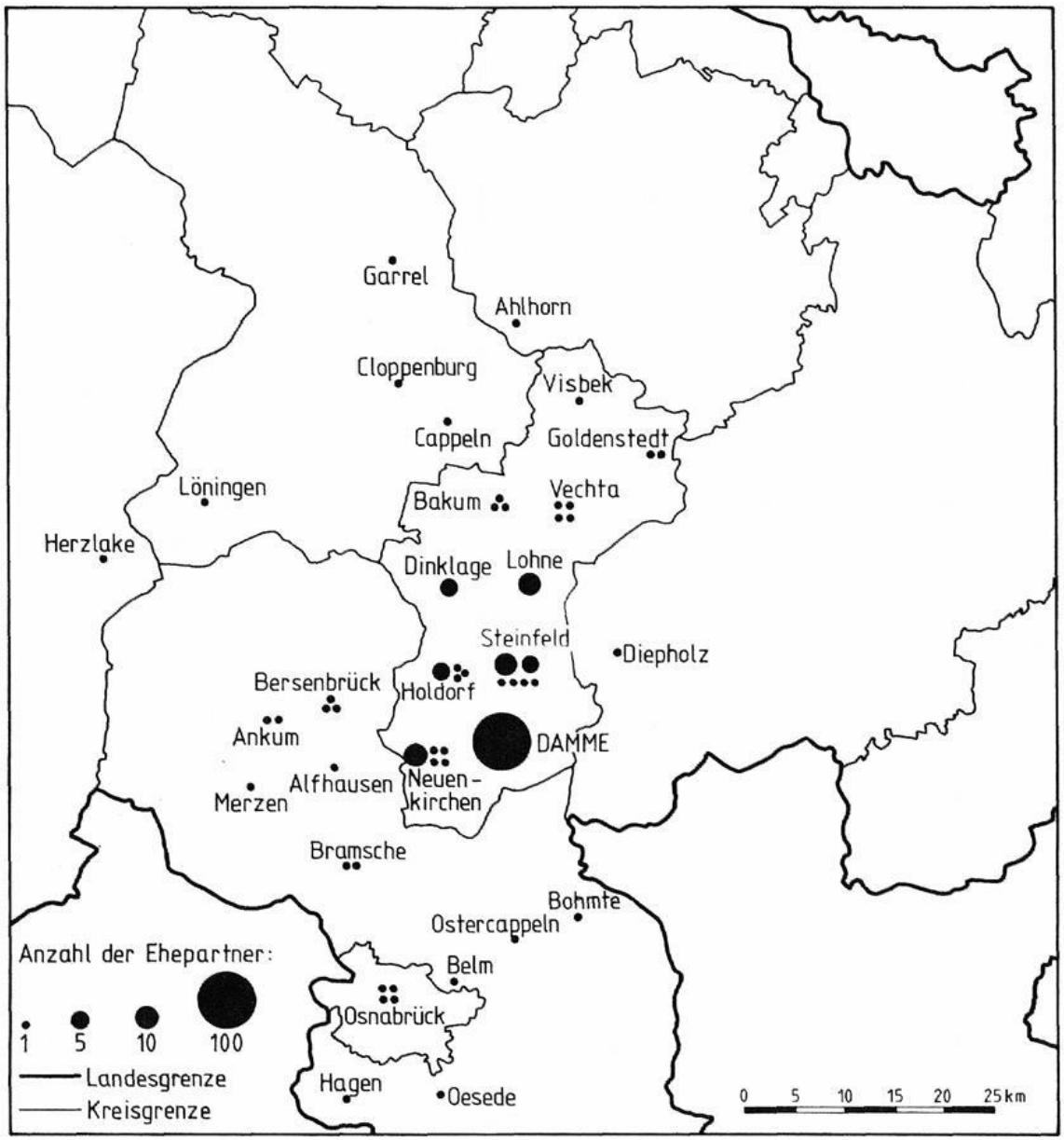
Stadt Vechta

In der dargestellten Abbildung sind 87,6 % aller in Vechta geschlossenen Ehen erfaßt.

Durch die Abbildung wird erkennbar, daß sich die Herkunftsorte vorwiegend auf den Landkreis Vechta konzentrieren. Mehr als drei Viertel der Städter (76,7 %) suchen sich einen Ehepartner aus dem Landkreis Vechta. An zweiter Stelle folgt der Landkreis Cloppenburg, aus dem 7 % der in der Stadt Vechta eingeheirateten Ehepartner kommen.

Landesbibliothek Oldenburg

Die Abbildung zeigt deutlich, daß der größte Teil der heiratenden Bevölkerung aus der Stadt Vechta eine Ehe mit einem Partner aus der gleichen Stadt schließt (54 %). Danach kommen die Ehepartner aus Lohne, Goldenstedt, Bakum und Visbek. Aus dem Landkreis Cloppenburg werden hauptsächlich die im Süden des Kreises gelegenen Orte Emstek und Cloppenburg bevorzugt.
Die Ursache für die Bevorzugung bestimmter Landkreise und Orte kann sowohl in der Pendelbewegung, die im vorigen Kapitel ausführlich erläutert wurde, als auch in der Konfessionszugehörigkeit der Bevölkerung, auf die noch näher eingegangen wird, liegen. Diese Gründe bewirken die unterschiedliche Verteilung der Herkunftsorte der Ehepartner in Vechta, Damme und Goldenstedt.



Herkunft der Ehepartner in Damme (Summe der Jahre 1935, 1950, 1965, 1980).

Landesbibliothek Oldenburg

Gemeinde Damme

Die dazugehörige Abbildung erfaßt 80 % aller in Damme geschlossenen Ehen.

Bei der Betrachtung der Abbildung fällt auf, daß auch hier, wie in Vechta, der größte Teil der Ehepartner aus dem Landkreis Vechta stammt. In Damme trifft diese Aussage in 70 % der Fälle zu. Im Unterschied zu Vechta wird in Damme nicht der Landkreis Cloppenburg an nächstfolgender Stelle bevorzugt, sondern diesen Platz übernimmt der Landkreis Osnabrück mit 5,8 % der in Damme eingeheirateten Ehepartner.

Auch in Damme werden die Ehepartner an erster Stelle aus dem Ort selbst gesucht (42 %). Der Anteil der Ehepartner aus dem Ort selbst ist in Damme niedriger als in Vechta. Dies ist darin begründet, daß Damme gegenüber Vechta eine niedrigere Einwohnerzahl aufweist, wodurch sich der Kreis der heiratsfähigen Partner aus dem gleichen Ort verringert.

Mehr als die Hälfte der heiratenden Bevölkerung nimmt sich einen Ehepartner aus anderen Orten. In diesen Fällen sind die Orte Steinfeld, Neuenkirchen, Lohne und Holdorf von großer Bedeutung. Südlich des Landkreises Vechta kommen die Ehepartner vorwiegend aus der Stadt Osnabrück. Aus dem Landkreis Osnabrück sind die Orte Bersenbrück, Bramsche und Ankum für die Eheschließung erwähnenswert.

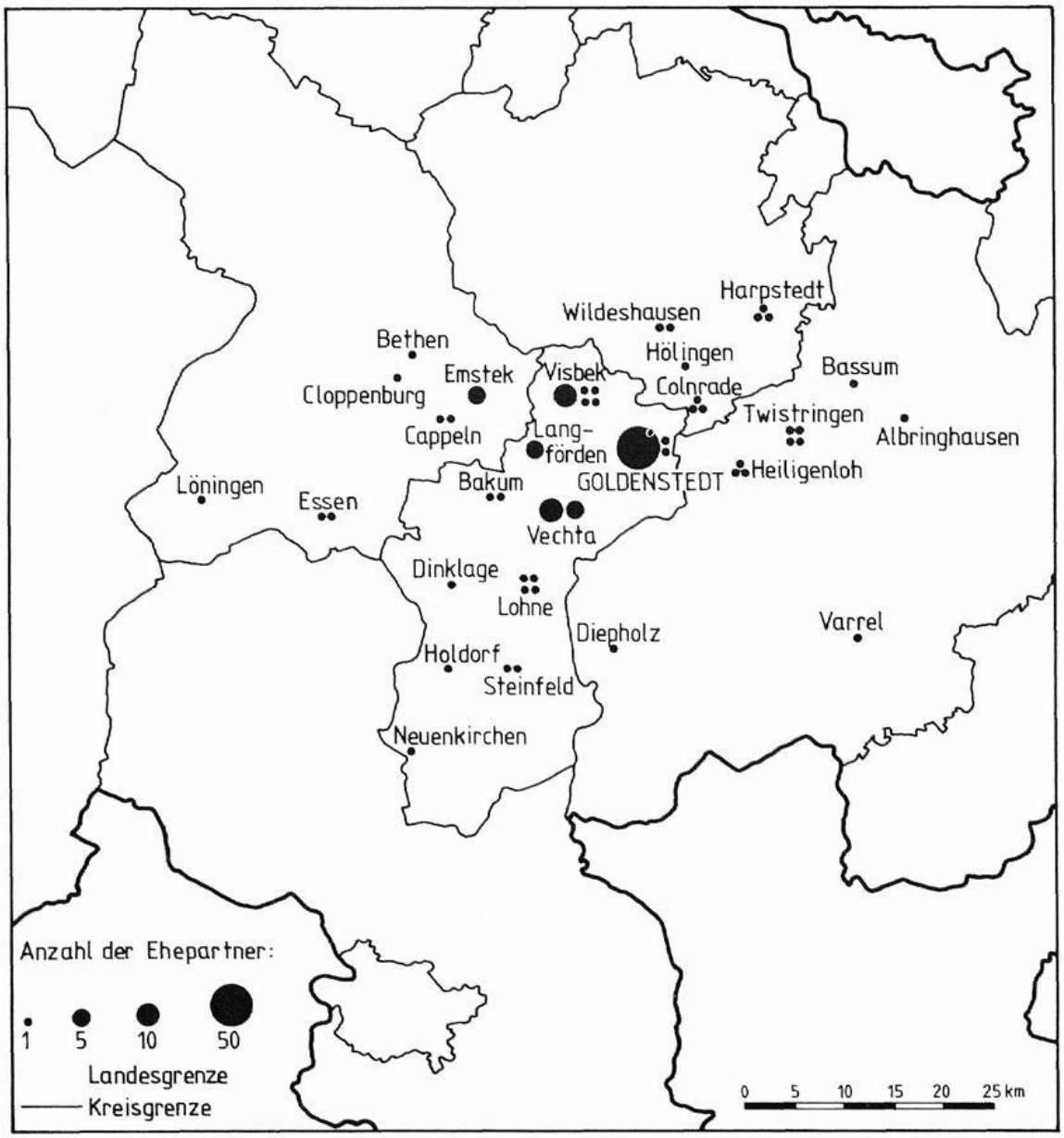
Gemeinde Goldenstedt

Die Abbildung beinhaltet 77,2 % der in den vier untersuchten Jahren in Goldenstedt geschlossenen Ehen.

Durch die Abbildung wird deutlich, daß sich auch in Goldenstedt die Herkunftsorte der Ehepartner hauptsächlich auf den Landkreis Vechta verteilen. Mehr als die Hälfte der heiratenden Bevölkerung von Goldenstedt (58,1 %) nimmt einen Ehepartner aus dem Landkreis Vechta. Daraufhin werden vorwiegend Ehepartner aus den Landkreisen Cloppenburg (7,2 %), Diepholz (6,6 %) und Oldenburg (5,4 %) genommen. Außerhalb des eigenen Landkreises tauchen in Goldenstedt drei, in Bezug auf die Anzahl der eingeheirateten Ehepartner, fast gleichwertige Landkreise auf, während in Vechta und Damme nur ein weiterer Landkreis für die Eheschließung von Bedeutung ist.

In 31,1 % der Eheschließungen kommen beide Ehepartner aus Goldenstedt. Aufgrund der geringen Bevölkerungszahl von Goldenstedt ist der Anteil der Ehepartner aus dem gleichen Ort gegenüber Vechta und Damme relativ niedrig. Nach dem Ort Goldenstedt sind an zweiter und dritter Stelle Vechta und Visbek bevorzugte Herkunftsorte der Ehepartner. Aus den Landkreisen Cloppenburg, Diepholz und Oldenburg stammen die Ehepartner vorwiegend aus den Orten, die in der Nähe der Kreisgrenze von Vechta liegen: Emstek aus dem Landkreis Cloppenburg, Twistringen aus dem Landkreis Diepholz und Colnrade aus dem Landkreis Oldenburg.

Landesbibliothek Oldenburg



Herkunft der Ehepartner in Goldenstedt (Summe der Jahre 1935, 1950, 1965, 1980).

Das Alter der Eheschließenden

In allen untersuchten Jahren von Vechta, Damme und Goldenstedt liegt das durchschnittliche Heiratsalter der Frauen immer niedriger als das der Männer. Die allgemeine Tatsache, daß die Männer später heiraten als die Frauen, läßt sich im Zusammenhang mit den wirtschaftlichen Verhältnissen erklären. Die wirtschaftlichen Lasten einer Heirat fallen größtenteils auf den Mann, der im jungen Alter oft noch nicht dazu in der Lage ist, eine Frau zu unterstützen. Dies wird ihm erst durch ein höheres Einkommen ermöglicht, das er häufig im höheren Alter erhält. Der Ehemann benötigt deshalb eine längere Zeit, um sich auf seine Funktion als „Hauptbrotverdiener" vorzubereiten als seine Frau, die sich „nur" auf die Rolle als Partner,

Landesbibliothek Oldenburg

Hausfrau und Mutter vorzubereiten hat. Dieses Bild der Rollenverteilung zwischen Mann und Frau ist 1935 stark ausgeprägt und kann bis in die heutige Zeit hinein nicht ganz außer Betracht gelassen werden.
Ebenfalls mit dem Heiratsalter ist der Altersunterschied zwischen Mann und Frau zurückgegangen: In Vechta von fünf (1935) auf vier (1980), in Damme von fünf (1935) auf drei (1980) und in Goldenstedt von sechs (1936) auf drei Jahre (1980)!
Eine weitere Gemeinsamkeit spiegelt sich in Vechta, Damme und Goldenstedt jeweils im Jahre 1950 wider: In diesem Jahr ist zusätzlich ein Anstieg der Eheschließungen in den späteren Lebensjahren (ab 35 Jahren) zu erkennen. Dieser könnte durch den Zweiten Weltkrieg gedeutet werden, wodurch sich viele Verwitwete zur Wiederverheiratung, besonders in den älteren Jahrgängen, entschlossen.
Durch die Untersuchungsunterlagen ist deutlich geworden, daß in allen drei Orten die Heiraten in jüngeren Lebensjahren zugenommen haben, während gleichzeitig die Eheschließungen in älteren Lebensjahren abnahmen. Eine wichtige Rolle spielt dabei die Herabsetzung der Volljährigkeit von 21 auf 18 Jahre. Diese Tendenz zeigt sich deutlicher bei den Frauen als bei den Männern und ist ebenfalls mehr charakteristisch für die ländliche

Tab. 1: Die Altersverbindungen der Ehepaare

Alter des Mannes - der Frau in den Jahren	Vechta	Damme	Goldenstedt
1) bis zu 25 – bis zu 25	34,9 %	30,9 %	25,7 %
2) 26 – 30 – bis zu 25	23,6 %	21,8 %	23,4 %
3) 26 – 30 – 26 – 30	11,4 %	13,4 %	17,9 %
4) 31 – 35 – 26 – 30	3,9 %	5,9 %	3,6 %
5) 31 – 35 – bis zu 25	3,4 %	5,0 %	5,4 %
6) über 40 – über 40	3,1 %	– –	– –
7) bis zu 25 – 26 – 30	2,3 %	3,7 %	5,4 %
8) über 40 – 36 – 40	2,3 %	1,3 %	1,2 %
9) 26 – 30 – 31 – 35	2,1 %	2,1 %	0,6 %
10) 36 – 40 – 26 – 30	1,8 %	5,9 %	3,0 %
11) über 40 – 31 – 35	1,8 %	1,3 %	1,2 %
12) 31 – 35 – 31 – 35	1,6 %	1,3 %	3,0 %
13) 36 – 40 – 31 – 35	1,6 %	2,1 %	1,2 %
14) 36 – 40 – bis zu 25	1,4 %	1,3 %	4,2 %
15) 31 – 35 – 36 – 40	1,0 %	– –	– –
16) über 40 – 26 – 30	1,0 %	0,8 %	1,2 %
17) bis zu 25 – 31 – 35	0,7 %	0,8 %	– –
18) 36 – 40 – 36 – 40	0,7 %	1,6 %	1,8 %
19) bis zu 25 – 36 – 40	0,5 %	– –	– –
20) 31 – 35 – über 40	0,3 %	0,4 %	– –
21) 36 – 40 – über 40	0,3 %	– –	– –
22) über 40 – bis zu 25	0,3 %	– –	– –
23) bis zu 25 – über 40	– –	– –	– –
24) 26 – 30 – 36 – 40	– –	0,4 %	1,2 %
25) 26 – 30 – über 40	– –	– –	– –

Landesbibliothek Oldenburg

als für die städtische Bevölkerung im Landkreis Vechta. Eine weitere Ursache könnte darin liegen, daß vielen jungen Leuten heute weit mehr Geld zur Verfügung steht als früher.
Die Verlagerung der Heiraten in immer jüngere Lebensjahre zeigt sich auch deutlich im Heiratsdurchschnitt: Der gemeinsame Heiratsdurchschnitt von Männern und Frauen ist in den untersuchten Jahren (1935 – 1980) gesunken: In Vechta von 29 auf 26,5 Jahre (bei den Männern von 31 auf 28 Jahre, bei den Frauen von 27 auf 25 Jahre), in Damme von 29 auf 23 (bei den Männern von 31 auf 24,5 Jahre, bei den Frauen von 27 auf 21,5 Jahre) und in Goldenstedt von 29 auf 23,5 Jahre (bei den Männern von 31 auf 25 Jahre, bei den Frauen von 27 auf 22 Jahre).
Eine allgemeine Heiratszunahme ist nur in Vechta zu verzeichnen, während in Damme und Goldenstedt nach einem Anstieg im Jahre 1950, der durch die Eingliederung der Flüchtlinge und Vertriebenen verursacht wird, die Zahl der Eheschließungen wieder zurückgeht.
Mit Hilfe der Tabelle wird deutlich, welche Altersverbindungen bei den Ehepaaren mehr und welche weniger häufig vorhanden sind. Die entschieden häufigsten Altersverbindungen sind die ersten drei in der Reihenfolge:
1. Ehen, in denen Mann und Frau bis zu 25 Jahre alt sind,
2. Ehen, in denen der Mann 26-30 und die Frau bis zu 25 Jahre alt ist,
3. Ehen, in denen Mann und Frau 26-30 Jahre alt sind.
Auf diese drei Altersverbindungen fallen in Vechta, Damme und Goldenstedt jeweils rund zwei Drittel der Eheschließungen. Sehr erhebliche Altersunterschiede kommen recht selten vor. Auch Eheschließungen, in denen beide Ehepartner im bereits vorgerückten Alter stehen, finden sich nur vereinzelt.
Die Eheverbindungen, in denen Mann und Frau der gleichen Altersklasse angehören, überwiegen. Vechta weist 51,7 %, Damme 47,2 und Goldenstedt 48,4 % dieser Verbindungen auf. An zweiter Stelle stehen die Eheverbindungen, in denen der Mann einer höheren Altersklasse angehört als die Frau. In Vechta sind es 41,1 %, in Damme 45,4 % und in Goldenstedt 44,4 % aller Verbindungen. Die verbleibenden Fälle, in denen die Frau einer höheren Altersklasse angehört als der Mann, betragen in Vechta 7,2 %, in Damme 7,4 % und in Goldenstedt 7,2 %.

Die Erwerbstätigkeit der Ehepaare

Unter dem Aspekt der Erwerbstätigkeit soll untersucht werden, welche Bedeutung der Berufsausbildung in Bezug auf die Wahl des Ehepartners zukommt.
In den Jahren 1935 und vor allem 1950 sind die sozialen Unterschiede zwischen Mann und Frau bei der Eheschließung sehr groß. Die Ursache ist darin zu sehen, daß der überwiegende Teil der Frauen (rund zwei Drittel) in diesen Jahren bei der Heirat ohne Beruf ist. Sie sind Haustöchter und bereiten sich auf ihre zukünftige Rolle als Hausfrau und Mutter vor. Bei den Männern hingegen findet man eine gegenüber den Frauen relativ breite Skala der Berufsausbildung vor, da sie die „Hauptbrotverdiener" sind, z. B. Landwirt, Schneider, Zimmermann und Müller. Den größten Anteil an der Berufsskala stellen die Landwirte, die 1935 fast ausschließlich berufslose Haustöchter heiraten. Dadurch erklärt sich die hohe Zahl der Ehepaare, bei denen der Mann eine höhere Berufsausbildung besitzt als die Frau.

Landesbibliothek Oldenburg

Nach dem Zweiten Weltkrieg hat sich die Situation nur geringfügig verändert. Auch 1950 sind in Vechta noch rund zwei Drittel (65 %) der weiblichen Ehepartner bei der Eheschließung ohne Beruf, während dieser Anteil in Damme und in Goldenstedt wesentlich höher liegt (rd. 88 %). Die restlichen berufstätigen weiblichen Ehepartner üben niedrig bewertete Berufe aus wie Schneiderin und Verkäuferin. Dagegen tauchen bei den Männern schon des öfteren höher bewertete Berufe auf, wie Arzt und Ingenieur. Die sozialen Unterschiede zwischen Mann und Frau bei der Heirat sind dadurch noch weiter auseinandergeklafft und wirken sich in Damme und Goldenstedt, also im ländlichen Bereich, stärker aus als in Vechta, im städtischen Bereich, da in Vechta der Anteil der berufslosen Frauen bei der Eheschließung am niedrigsten ist. 1935 und 1950 findet man also zum größten Teil Eheschließungen zwischen Landwirt und Haustochter vor.
Bis zum Jahre 1965 hat sich eine wesentliche Veränderung vollzogen. In der BRD hat sich allgemein die Anzahl der im Erwerbsleben stehenden Frauen erhöht, da die Industrie und das Dienstleistungsgewerbe stark nach weiblichen Arbeitskräften verlangten. Dadurch wurde die Frau in den Erwerbsprozeß eingegliedert. Die Frauen beschränkten sich dabei überwiegend auf Berufe, von denen es heißt, daß sie dem weiblichen Wesen adäquat sind, z. B. Verkäuferin, Friseuse, Damenschneiderin und Bürogehilfin.
Durch die allmähliche Eingliederung der Frau in den Erwerbsprozeß ist 1965 in allen drei Orten ein wesentlicher Umschwung zu erkennen. Eheschließungen mit höherer Berufsausbildung des Mannes sind im Vergleich zu 1950 stark zurückgefallen, während Eheschließungen mit gleichwertiger Berufsausbildung und mit höherer Berufsausbildung der Frau stark gestiegen sind. Die Eingliederung der Frau in den Erwerbsprozeß vollzieht sich im städtischen Bereich stärker als im ländlichen Bereich, wodurch die sozialen Unterschiede 1965 in Vechta geringer sind als in Damme und Goldenstedt.
1980 haben sich die sozialen Unterschiede zwischen den Ehepartnern weiter verringert. Immer mehr Frauen üben einen Beruf aus, um wirtschaftliche und soziale Unabhängigkeit zu erreichen. Die Berufswahl ist immer weniger traditionsgebunden. Außerdem stehen in einer Stadt viele berufliche Wahlmöglichkeiten, Ausbildungs- und Aufstiegschancen zur Verfügung. Durch den Rückgang der in der Landwirtschaft tätigen Erwerbspersonen ist eine gemischte Berufsstruktur der Bevölkerung auch für eine Landgemeinde charakteristisch geworden. So findet man 1980 in Vechta, Damme und Goldenstedt zu annähernd gleichen Anteilen Eheschließungen mit gleichwertiger Berufsausbildung, mit höherer Berufsausbildung des Mannes und mit höherer Berufsausbildung der Frau vor.

Die Konfessionszugehörigkeit
Niedersachsen gehört mit 74,6 % (1970) zu den Bundesländern mit überwiegend evanglischer Bevölkerung. 19,6 % der Bevölkerung Niedersachsen bekennen sich zur Römisch-Katholischen Kirche und sind hauptsächlich im Emsland und im südoldenburgischen Raum angesiedelt.

Landesbibliothek Oldenburg

Tab. 2: Die Konfessionsbekenntnisse der Ehepaare

Ort	Jahr	Konfessionsgleiche Ehen			Konfessionsverschiedene Ehen			Sonstige
		insgesamt	davon		insgesamt	davon		
			kath.	ev.		ev. Frau - kath. Mann	kath. Frau - ev. Mann	
Vechta	1950	78,2 %	59,1 %	19,1 %	20,9 %	11,8 %	9,1 %	0,9 %
	1965	85,2 %	73,9 %	11,3 %	13,0 %	5,2 %	7,8 %	1,8 %
	1980	73,1 %	63,9 %	9,2 %	12,6 %	6,7 %	5,9 %	14,3 %
Damme	1950	89,2 %	89,2 %		8,1 %	1,3 %	6,8 %	2,7 %
	1965	94,4 %	90,1 %	4,3 %	5,6 %		5,6 %	
	1980	87,9 %	87,9 %		12,1 %	7,6 %	4,5 %	
Goldenstedt	1950	95,3 %	75,0 %	20,3 %	4,7 %	3,1 %	1,6 %	
	1965	84,1 %	75,0 %	9,1 %	6,8 %	2,3 %	4,5 %	9,1 %
	1980	71,9 %	68,8 %	3,1 %	28,1 %	3,1 %	25,0 %	

Durch die Tabelle wird ersichtlich, daß in Vechta, Damme und Goldenstedt die konfessionell reinen Ehen gegenüber den konfessionell gemischten Ehen überwiegen. Während der Anteil der konfessionsgleichen Ehen zurückgeht, hat sich der Anteil der konfessionsverschiedenen Ehen erhöht. Eine Ausnahme macht hierbei die Stadt Vechta, da hier statt der konfessionsverschiedenen Ehen der Anteil der „Sonstigen Ehen" 1980 gestiegen ist. Die Ursache für die Zunahme der Mischehen – Ehen zwischen Protestanten und Katholiken – könnte einerseits darin liegen, daß ein Unterschied im religiösen Bekenntnis der Ehegatten heute nicht mehr von so großer Bedeutung ist wie früher, andererseits aber auch in der stärkeren Mischung der Bevölkerung. Da eine Minderheit um so stärker dazu neigt, sich zu vermischen, je kleiner ihr Anteil ist, so ist im Landkreis Vechta bei den Protestanten die Neigung zu Mischehen größer als bei den Katholiken. Da die Katholiken im Landkreis Vechta die Mehrheit stellen, vergrößert sich ihre Zahl schneller als die der Protestanten. Als Folge dieser durchschnittlich höheren Kinderzahl bei den Katholiken, hat sich der Anteil der rein katholischen Ehen erhöht, während der Anteil der rein evangelischen Ehen zurückgegangen ist.

In Vechta und Goldenstedt ist 1950 die relativ große Zahl der rein evangelischen Ehen auffällig. Dies kann dadurch begründet werden, daß der relative Anteil der katholischen Bevölkerung durch das Einströmen der überwiegend protestantischen Vertriebenen (70 %) gesunken ist. Dadurch stieg die Zahl der evangelischen Bevölkerung und somit auch die Möglichkeit einer rein evangelischen Ehe. In Damme macht sich das Einströmen der protestantischen Vertriebenen in Bezug auf die rein evangelischen Ehen nicht bemerkbar. Hier werden 1950 keine rein evangelischen Ehen geschlossen, da der Anteil der evangelischen Bevölkerung sehr gering ist. Aufgrund der Untersuchungsunterlagen wird deutlich, daß die Ehepartner der Katholiken (76,3 %) und Protestanten (66,7 %) überwiegend aus dem Landkreis Vechta kommen. Außerhalb der eigenen Kreisgrenze stammen die Ehepartner der Katholiken hauptsächlich aus den Landkreisen Cloppenburg (5,4 %) und Osnabrück (2,4 %). In diesen Landkreisen findet man

Landesbibliothek Oldenburg

ebenfalls einen hohen katholischen Bevölkerungsanteil. Bei den Protestanten hingegen stammen die Ehepartner außerhalb der eigenen Kreisgrenze hauptsächlich aus dem Landkreis Diepholz (4,3 %), also aus einem Gebiet mit vorwiegend evangelischer Bevölkerung. An nächster Stelle sind die Landkreise Cloppenburg, Leer und die kreisfreie Stadt Oldenburg zu nennen, die jeweils einen Anteil der Ehepartner von 1,7 % aufweisen.
Sowohl die Katholiken als auch die Protestanten zeigen jedoch die Tendenz, ihre Ehepartner nicht mehr vorwiegend aus Gebieten zu nehmen, in denen die eigene Konfession vorherrscht. Vielmehr steigt der Anteil der Ehepaare aus Landkreisen, in denen eine andere als die eigene Konfession überwiegt.

Schlußbetrachtung

Die Ehe hat in der Bundesrepublik in den letzten 20 Jahren mehr von ihrer Attraktivität verloren als in allen anderen Ländern der Europäischen Gemeinschaft. Die Einstellung junger Leute zur Ehe hat sich grundlegend geändert; standesamtliche und kirchliche Trauung sind nicht mehr selbstverständlich. Die Zahl derer wächst, die die Ehe ablehnen und unverheiratet zusammenleben. Die „Ehe ohne Trauschein", lange Zeit als „unmoralisch" oder gar „wilde Ehe" bezeichnet, hat in der heutigen Gesellschaft ihren festen Platz gefunden. Über die Zahl der unverheiratet zusammenlebenden Paare gibt es dennoch nur ungenaue statistische Erhebungen. Die Altersstruktur und die Motive zur Gemeinsamkeit in solchen eheähnlichen Lebensgemeinschaften lassen sich nur schwer zusammenfassen.

Literaturverzeichnis

Bevölkerung Niedersachsens am 27. Mai 1970, in der Reihe: Statistik von Niedersachsen, Band 263, Hannover 1976.

Meissner, H.-A.: Zur Berufspendelwanderung in Südoldenburg. In: Jahrbuch für das Oldenburger Münsterland, 1973, S. 128 – 143.

Menschik, J.: Gleichberechtigung oder Emanzipation? Die Frau im Erwerbsleben der Bundesrepublik, Frankfurt (a. M.) 1971.

Niethus, J.: Die allgemeine und betriebsbezogene Pendlerbewegung in Damme. In: Jahrbuch für das Oldenburger Münsterland, 1979, S. 242-247.

Schöller, P.: Die Pendelwanderung als geographisches Problem. In: Berichte zur deutschen Landeskunde, 17, Bad Godesberg 1956, S. 254-265.

Windhorst, H.-W.: Sozial- und Wirtschaftsstruktur. In: Heimatchronik des Kreises Vechta, Köln 1976[1], S. 223-234.

Landesbibliothek Oldenburg

Oldenburgische Jagdgesetze des 19. Jahrhunderts

Von Alfons Schwerter

In alten Zeiten stand das Jagdrecht den Grundeigentümern zu. Jeder Markgenosse, jeder freie Mann konnte in der Mark jagen. In den Forsten gehörte dieses Jagdrecht allerdings den Landesherren. Diese dehnten aber bald das Jagdrecht auf fremdes Eigentum aus. Schenkte ein Fürst einem Kloster oder einem Lehnsherren Grundeigentum, dann behielt er trotzdem als Landesherr das Jagdrecht für sich.
Vor 1839 wurden Anfangs- und Endtermine der Jagd von der Großherzoglichen Kammer bekanntgegeben. Gewöhnlich begann die Jagd am 1. September und endete in der ersten Februarhälfte.

Ein allgemeines Jagdgesetz

Mit dem 30. Mai 1839 wird in Oldenburg ein allgemeines Jagdgesetz bekanntgegeben. Im wesentlichen enthält dieses Gesetz folgende Vorschriften:

1. Die Wildbahn umfaßt alles Land und die Gewässer mit Ausnahme der öffentlichen Straßen und Wege, der Gehöfte, der Friedhöfte, der eingefriedigten Gärten und der bewohnten Orte.
2. Die Jagd gehört zu den landesfürstlichen Regalien.
3. Zur hohen Jagd gehören Hirsche, Rehe und wilde Schweine.
4. Die niedere Jagd ist vom 1. September bis zum 31. Januar offen.
5. Hirsche und Rehböcke dürfen nur im Juni, Juli und August geschossen werden.
6. Birkhähne kann man in der Zeit von Mitte April bis Ende Mai schießen und Enten ab dem 1. Juli.
7. Zu jeder Zeit können Zugvögel, Sauen, Füchse, Marder und Fischotter erlegt werden.
8. In den landesherrlichen Jagden kann der Landesjägermeister auch in der Schonzeit Hasen und Feldhühner schießen lassen. Für den eigenen Verbrauch ist dasselbe auch dem Gutsbesitzer auf seinem zusammenhängenden Privatgrunde erlaubt.
9. Ein angeschossenes Wild darf über die Grenze in ein fremdes Jagdgebiet nicht verfolgt werden.
10. Jagdvergehen werden mit einer Geldstrafe von 20-40 Talern oder mit 16-32 Tage Gefängnis bestraft. Für einfache Jagdvergehen sind 1-15 Taler zu zahlen.

Jagdrecht gehört zum Boden

Mit dem Staatsgrundgesetz vom 18. Februar 1849 wird das Jagdrecht auf fremden Grund und Boden nebst allen die Jagd betreffenden Pflichtigkeiten für aufgehoben erklärt. Das Jagdrecht wurde jedem auf seinem Grund und Boden zugesprochen. Schon am 1. September 1850 verordnet der Oldenburgische Großherzog Paul Friedrich August in 13 Paragraphen einige „vorläufige Bestimmungen wegen Ausübung des Jagdrechtes." Die wichtigsten Bestimmungen sind folgende:

1. Ohne eine amtlich beglaubigte schriftliche Erlaubnis des jagdberechtigten Grundeigentümers darf keiner eine fremde Wildbahn mit einem zur Aus-

Landesbibliothek Oldenburg

übung der Jagd tauglichen Schießgewehr oder mit gebrauchsfähigen Jagdgerätschaften betreten.

2. Ein Grundstückseigentümer darf die Erlaubnis zur Ausübung der Jagd folgenden Personen nicht geben:
   Einem Minderjährigen, wohl aber mit Zustimmung des Vaters oder des Vormundes.
   Den Dienstboten, Lehrlingen und Gesellen, es sei denn, daß eine Erlaubnis des Dienstherrn oder des Meisters beigebracht wird.
   Den unter Curatell Gestellten.
   Demjenigen, der aus öffentlichen Armenmitteln eine Unterstützung erhält.
   Demjenigen, der wiederholt wegen Jagdfrevel bestraft wurde.
   Denjenigen, die unter polizeilicher Aufsicht stehen.
3. Die von den Jagdberechtigten erteilte Erlaubnis zur Ausübung der Jagd soll nur für die Monate September bis Januar gelten.
4. Auf Grundstücken, die einer Gemeinde, einer Korperation oder einer Markgenossenschaft gehören, kann die Jagd durch einen verpflichteten Schützen ausgeübt werden. Man kann aber auch auf deren Beschluß die Jagd verpachten.
5. Alle Übertretungen sollen polizeigerichtlich mit Geldstrafen bis zu 25 Taler geahndet werden.
   Ist ein Übertreter unvermögend, so ist die Geldstrafe nach den Bestimmungen des Strafgesetzbuches in eine Gefängnisstraße umzuwandeln.
6. Die Forst- und Feldschutzbeamten, die berittenen Landdragoner, die Bauernvögte, die Feldhüter, die Steueraufseher und Polizeibeamte sind verpflichtet alle Personen, die dieses Gesetz mißachten, zur Anzeige zu bringen.
7. Wer in der Wildbahn mit einem Gewehr angetroffen wird, ohne dazu berechtigt zu sein, soll deswegen mit einer Geldstrafe bis zu 5 Taler belegt werden.

Überschaut man dieses Gesetz, dann wird deutlich, daß das Jagdrecht dem Grundeigentümer zusteht, daß jeder Grundbesitzer jagen darf, daß der Wildbestand nicht allzu üppig werden konnte, daß aber Jagdvergehen strengstens bestraft wurden.

Armes Wild

Mit dem Gesetz vom 24. April 1856, das von Nicolaus Friedrich Peter unterzeichnet wurde, tritt eine deutliche Lockerung ein. Obwohl im großen und ganzen die Verordnungen vom 1. September 1850 bestehen bleiben, tritt eine wesentliche Änderung ein. In Artikel 2 heißt es, daß die Jagdzeiten bestehen bleiben, daß aber „die Jagd zu jeder Jahreszeit gestattet sei" auf Hirsche, Rehböcke, wilde Schweine, wilde Schwäne, wilde Enten, Schnepfen, Bekasinen und auf das Raubwild Fuchs, Marder und Fischotter. Man kann sich vorstellen, daß aufgrund dieses Gesetzes einige Wildarten „Seltenheitswert" bekamen.
Bei Dr. Kollmann kann man auf Seite 186 lesen „Der frühere in einigen Revieren bedeutende Edelwildbestand ist jetzt bis auf einige wenige Stücke zusammengeschmolzen, aller Wahrscheinlichkeit nach werden auch die letzten Repräsentanten der hohen Jagd bald verschwunden sein."
Und Diezel sagt im Vorwort seines 700seitigen Werkes über die Niederjagd, das 1849 erschien „Nein, es ist Nichts mehr für das edle Waidwerk zu hoffen, seine Blütezeit ist vorüber! Um so kräftiger also töne hinaus."

Landesbibliothek Oldenburg

Jagdkarten werden eingeführt

Mit dem Gesetz vom 8. August 1868 werden im Oldenburger Lande Jagdkarten eingeführt.

„Niemand darf, ohne eine von dem Amte seines Wohnortes auf seine Person ausgestellte und nur für diese gültige Jagdkarte bei sich zu führen, die Jagd auf fremden Boden ausüben."

Der Inhaber einer Jagdkarte ist berechtigt in Begleitung des Grundbesitzers auf dessen Grund und Boden zu jagen. Die Jagdkarte wird für die Zeit eines Jahres, beginnend am 1. September ausgestellt, sie gilt für das ganze Herzogtum und kostet drei Taler. Die Ausstellung einer Jagdkarte ist folgenden Personen zu versagen: Hier kann man alle Punkte aufzählen aus der Verordnung vom 1. September 1850, die dem Grundstückseigentümer oblagen bezüglich der Erlaubnis der Jagdausübung. In diesem Gesetz sind die Strafandrohungen auch wiederum sehr hoch. Sie lauten:

1. Wer seine Jagdkarte bei Ausübung der Jagd auf fremden Boden nicht bei sich führt, wird mit bis fünf Taler Geldstrafe belegt.
2. Wer ohne Jagdkarte gelöst zu haben auf fremden Boden jagt, erhält eine Geldstrafe von 10 bis 30 Taler.
3. Wer sich einer fremden Jagdkarte bedient, um sich zu legitimieren, wird mit 20 bis 50 Taler bestraft.

Das Jagdgesetz kurz vor der Reichsgründung

Da mit dem Jagdgesetz vom 31. März 1870 alle bis dahin gültigen Verordnungen und Gesetze außer Kraft gesetzt wurden, sollen die wichtigsten Bestimmungen des vor über 100 Jahren geschaffenen 26 Artikel starken Jagdgesetzes in einem Gesamtüberblick aufgezeigt werden.

Die wichtigsten Gegebenheiten sind folgende:

1. Jedem steht das Jagdrecht auf seinem Grund und Boden zu.
2. Wer ein fremdes Grundstück gegen eine Besoldung in Nutznießung hat, steht das Jagdrecht zu.
3. Außer den schon genannten Wildarten sind Damwild, wilde Kaninchen, Fasanen, Kibitze und Tüten * als jagdbare Tiere angegeben.
4. Jeder Grundeigentümer kann die Jagdausübung einer anderen Person gestatten. Vom Gemeindevorsteher muß die Erlaubnis beigebracht werden.
5. Wollen mehrere Grundstückseigentümer die Jagd gemeinschaftlich verpachten, so kann dieses beim Gemeindevorsteher zu Protokoll gegeben werden.
6. Gemeinden, Korperationen und Markgenossenschaften können auf deren Beschluß die Jagd verpachten bzw. ruhen lassen oder sie durch einen Schützen selbst ausüben.
7. Eine Jagd kann höchstens bis zu 12 Jahren verpachtet werden.
8. Wer auf fremden Boden jagen will, muß eine gültige Jagdkarte bei sich führen, wobei die Bestimmungen von 1868 bestehen bleiben. Ausländer und außerhalb des Amtsbezirks wohnende Inländer können eine Jagdkarte erhalten, wenn ein Amtseingesessener die Bürgschaft übernimmt.
9. In Artikel 9 heißt es, eine Jagdkarte **muß** versagt werden:
   Minderjährigen, Dienstboten, Lehrlingen, Gesellen (wenn nicht besonders

* Tüten = Wasserläufer (Gattung der Schnepfenvögel)

Landesbibliothek Oldenburg

Sohn des Oberförsters Püschelberger, Lastrup, mit einem Steinschloßgewehr um 1817/20. Bildausschnitt aus: Ottenjann, Lebensbilder (Dilly).

Landesbibliothek Oldenburg

nachgesucht wird), Armenmittelempfängern und Personen, die unter Polizeiaufsicht stehen.
Die Ausstellung **kann** versagt werden:
Den unter Curatell Gestellten, demjenigen, der in den letzten 5 Jahren strafbare Handlungen wegen Forstfrevel oder Jagdvergehen begangen hat und demjenigen, der mit einem Feuergewehr Mißbrauch getrieben hat.

10. Der jagdberechtigte Grundeigentümer und der Pächter dürfen Personen, die eine gültige Jagdkarte besitzen mit auf die Jagd nehmen.
11. Die Jagdzeit beginnt am 1. September und endet am 31. Dezember.
Für bestimmte Wildarten gelten folgende Jagdzeiten:

Wildarten	**Jagdzeiten**
Männliches Rot- und Dammwild und Rehböcke	Januar, Februar, Juli und August
Weibliches Rot- und Dammwild und Wildkälber	16. Oktober bis 31. Dezember
Weibliches Rehwild	16. Oktober bis 15. Dezember
Birk- und Fasanenhähne	1. März bis 1. Juni
Wilde Enten, Tüten und Kibitze	Januar, Februar, März, Juli und August
Wild in Tiergärten, wilde Schweine, wilde Kaninchen, wilde Schwäne, wilde Gänse, wilde Tauben, Schnepfen, Bekasinen und Raubwild jeder Art	Ganzjährig

12. Jeder, der die Jagd ausübt, hat auf nicht abgeernteten Feldern den angerichteten Schaden zu ersetzen.
13. Richtet Wild, das auf Forsten auf die benachbarten Grundstücke austritt, Wildschaden an, dann ist das Verwaltungsamt nach Prüfung der Gegebenheiten befugt, die Jagdbesitzer oder die Jagdpächter aufzufordern das Wild abzuschießen. Auf die Schonzeit des Wildes braucht keine Rücksicht genommen werden.
14. In Artikel 23 wird darauf hingewiesen, daß wenn man sich bei einem Jagdvergehen seiner Angehörigen, Dienstboten, Lehrlingen oder Tagelöhner bedient, für die verwirkte Strafe und für den zu leistenden Schadensersatz haftet, wenn diese Personen zahlungsunfähig sind.
15. Wenn man bedenkt, daß dieses Jagdgesetz vor über 100 Jahren in Kraft getreten ist, dann ist man über die Höhe der Strafen erstaunt. Sie waren folgende:
Bis zu 5 Taler Geldstrafe erhalten:
Wer mit Genehmigung, aber ohne Erlaubnisschein auf der Jagd angetroffen wird.
Derjenige, der die Jagdkarte nicht bei sich hat.
Wer nicht verhindert, daß ein Hund herrenlos auf fremden Grundstücken umherstreift.
6 bis 30 Taler Strafe oder bis zu 4 Wochen Gefängnishaft erhalten:
Wer ohne im Besitz einer Jagdkarte zu sein beim Jagen angetroffen wird.
Derjenige, der an Orten jagt, an denen er nicht berechtigt ist.
Wenn man mit Windhunden die Jagd ausübt.

Landesbibliothek Oldenburg

Wer Eier oder Junge von jagdbaren Federwild oder nach dem 30. April Kibitz- oder Tüteneier zum Verkauf anbietet.

10-50 Taler Geldstrafe oder bis zu 6 Wochen Gefängnis erhält man:

„Wenn dem Wilde nicht mit dem Schießgewehr oder Hunden, sondern mit Schlingen, Netzen, Fallen oder anderen Vorrichtungen nachstellt oder wenn das Vergehen während der gesetzlichen Schonzeit, in Wäldern, zur Nachtzeit oder gemeinschaftlich mit Mehreren begangen wird."

Nach 17 Jahren ein neues Jagdgesetz

Am 24. November 1896 berichtet die OV, daß die Großherzogliche Staatsregierung dem Landtage den Entwurf eines neuen Jagdgesetzes vorgelegt habe. Am 4. Februar 1897 kann man lesen, daß der Verwaltungsausschuß mitteilt, daß bisher zur Abänderung des Jagdgesetzes vom 21. März 1870 insgesamt 25 Petitonen eingegangen seien. Zwei Wünsche werden dabei besonders stark herausgestellt. Man möge „durch Einführen von Wild-Legitimationsscheinen eine Erschwerung des Absatzes des in Schlingen gefangenen Wildes erzielen, um dadurch der Überhand nehmenden Wilddieberei zu steuern." Bei dem zweiten Wunsch geht es um einen einheitlichen Jagdbeginn für Rebhühner und Hasen, da „Die zu verschiedenen Terminen beginnende Jagdzeit auf Hasen und Rebhühner führe deshalb zu Unzuträglichkeiten, weil viele Jäger nach Beginn der Rebhühnerjagd am 1. September die Hasen, deren Schonzeit bis 1. Oktober wäre, mit wegschössen."

Anfang Februar findet die erste Beratung des neuen Jagdgesetzes statt. Die zweite Lesung ist zu Beginn des Märzmonates. Hierbei bringen die Südoldenburger Abgeordneten Burlage, Meyer und Quatmann mehrere Abänderungsanträge ein und haben damit Erfolg. Mit dem 17. April 1897 tritt das neue Jagdgesetz in Kraft. Betrachtet man dieses Gesetz, dann darf man sagen, daß das alte Jagdgesetz von 1870 nur abgeändert worden ist. Statt 26 sind jetzt 30 Artikel vorhanden und einige Paragraphen in den verschiedensten Artikeln sind juristisch ausgefeilter.

Das grundsätzlich Neue dieses Jagdgesetzes soll jetzt aufgezeigt werden. Neu ist:

1. Jeder Grundeigentümer kann, wenn er auf sein Jagdrecht verzichtet, es einem zu seiner Hausgemeinschaft gehörendem Familienmitglied übertragen, das beim Amte zu Protokoll gegeben werden muß.
2. Bei den jagdbaren Tieren sind Marder, Fischotter und Kibitze gestrichen und das Wasserhuhn neu aufgenommen worden.
3. Der Artikel 7 ist ganz neu gefaßt. Es heißt dort, daß der Treiber, wenn er mit auf Jagd geht, keine Jagdkarte benötigt. Ebenso braucht man sie nicht, wenn man vom Amte damit beauftragt ist, das aus Forsten austretende Wild abzuschießen, weil es Wildschäden anrichtet.
4. Die sogenannte „Tagesjagdkarte" wird eingeführt. Sie gilt für drei aufeinanderfolgende Tage und kostet 3 Mark, die Jahreskarte dagegen 15 Mark.
5. In Zukunft muß folgenden Personen zusätzlich die Jagdkarte versagt werden:
   Personen, die die öffentliche Sicherheit gefährden,
   Personen, die nicht im Besitze der Bürgerlichen Ehrenrechte sind,
   Personen, die in den letzten 10 Jahren wiederholt wegen Diebstahl, Unterschlagung oder Hehlerei bestraft wurden, Personen, die gegen die § 117 bis 119 und 294 des Reichs-Strafgesetzbuches verstoßen haben und mindestens

Landesbibliothek Oldenburg

mit 3 Monaten Gefängnis bestraft wurden. Zum besseren Verständnis soll eine Erläuterung folgen. Der dem Preuß. Ges. v. 31. 3. 1837 nachgebildete und erstmals durch das Ges. vom 26. 2. 1876 geänderte § 117 sollte den Forst- und Jagdbeamten, den Waldeigentümern, den Forst- und Jagdberechtigten sowie den von ihnen bestellten Aufsehern einen höheren Schutz gewähren. Die anderen § beziehen sich auf den § 117. Bei vorsätzlicher Körperverletzung konnte eine Zuchthausstrafe bis zu 10 Jahren verhängt werden.

6. Generell bleibt die Jagdzeit vom 1. September bis zum 31. Dezember bestehen. Folgende Jagdzeiten wurden aber geändert:
   Männliches Rot- und Damwild und Rehböcke dürfen nur noch im Juli und August erlegt werden.
   Enten nicht mehr im März.
   Hasen nicht im September.
   Rebhühner nicht mehr im Dezember.
7. Sehr aussagekräftig über den derzeitigen Wildbestand ist der Artikel 14. Unter § 3 heißt es dort, daß bis zum 31. Dezember 1899 die Jagd auf weibliches Rehwild und auf weibliches Birkwild gänzlich verboten ist.
   Mit dem 12. Februar 1900 wurde dieser Passus auch auf Fasanenhennen erweitert.
8. Im Artikel 24 befaßt sich der Gesetzgeber mit dem erlegten Wild aus den Tiergärten, das ja bekanntlich ganzjährig erlegt werden durfte. Dort heißt es, daß der Verkäufer sich über die Herkunft des Wildes zu legitimieren hat. Die näheren Vorschriften sollen auf dem Verwaltungswege erlassen werden.

Zusammenfassend darf man von dem im Jahre 1870 geschaffenen sehr umfangreichen Oldenburger Jagdgesetz und mit dem im Jahre 1897 verbesserten Gesetze sagen, daß es vom Inhalt sehr gut war. Geht man aber vom Wilde aus, dann bestand der große Nachteil dieses Jagdgesetzes darin, daß jeder Landwirt auf seinen eigenen Grundstücken die Jagd ausüben durfte. Sehr passionierte Bauern hatten sogar die Flinte auf dem Mistwagen liegen und der letzte Hase wurde umgelegt. Somit ist erklärlich, daß das Wild in damaliger Zeit einen Seltenheitswert hatte. Zur Information sei noch gesagt, daß im Oldenburger Münsterlande 1875 29 % der Gesamtbevölkerung in der Landwirtschaft tätig waren und jeder zweite war ein selbständiger Landwirt. Die damalige Durchschnittsgröße eines landwirtschaftlichen Betriebes lag in Südoldenburg zwischen 10 und 15 ha mit vielen Einzelparzellen.

Heute muß eine Eigenjagd mindestens 75 ha groß sein, eine zusammenhängende Fläche bilden und im Besitz einer Person sein. Eine Genossenschaftsjagd muß sogar mindestens 250 ha groß sein.

Literatur:

1. Diezel, Niederjagd, Berlin 1872
2. Reichsstrafgesetzbuch vom 26. 2. 1876
3. Dr. P. Kollmann, Das Herzogtum Oldenburg in seiner wirtschaftlichen Entwicklung während der letzten fünfundzwanzig Jahre, Oldenburg 1878
4. Schwecke, von Busch, Schütte, Heimatkunde des Herzogtums Oldenburg, Band II., Bremen 1913
5. Gesetzblatt für das Herzogtum Oldenburg
   – Verordnung vom 1. September 1850
   – Gesetz vom 24. April 1856
   – Gesetz vom 8. August 1868
   – Gesetz vom 31. März 1870
   – Gesetz vom 17. April 1897
6. OV vom 24. November 1896, vom 4. und 6. Februar 1897 und vom 2. März 1897.

Landesbibliothek Oldenburg

Budden

Aalfang im Barßeler Tief

Von Heino Weyland

Budden, Pieren oder auch Pöddern ist eine Angelegenheit für Leute mit Ausdauer, nachtwandlerischen Ambitionen und sportlichem Geist; aber auch solchen, die einen geräucherten Aal (Schmortaal) nicht verachten.
Es ist jedoch schon eine besondere Vorsicht geboten, denn ich kenne Leute, die ihre Sportfischerei an den berühmten Nagel hängten und ihre Freizeit dem Pieren opfern. Man kann aber auch wiederum sagen: Wer einmal pierte, dem reicht es. Doch das sind Leute ohne Geduld und mit wasserdurchlässiger Haut.
Los geht es! Aber nicht mit der Budde, sondern mit der Suche nach geeigneten Würmern. Und das ist nicht immer einfach. Stellen Sie sich einmal vor, daß Sie 14 Tage jeden Tag lang, oder nach Belieben jede Nacht, zum Budden fahren, dabei jedesmal eine frische Budde benötigen und für jede Piere eine stattliche Anzahl Würmer verbrauchen!
Wie suchen nun die „Aalfans" ihre Würmer? Sollten Sie einmal hier bei uns übernachten, so erschrecken Sie nicht, wenn nachts zu später Stunde ein dunkler Schatten, bewaffnet mit einer Taschenlampe, unter Ihrem gartenwärts gelegenen Fenster einherschleicht! – Das ist der Mann, der Würmer sucht. Wie gut, daß Fischer von Natur aus nicht sehr gesprächig sind, denn sonst würde so manche Schlafzimmerstory das Stammtischgespräch beleben und alte Jungfern blanke Augen bekommen.
Was macht nun der „Lampenmann"? Vor allem keinen Krach! Leise wie Winnetou und schnell wie ein Reiherschnabel muß er sein. Die Jagd auf den großen Tauwurm, der sich eigentlich auf eine laue Liebesnacht eingerichtet hat, beginnt. Vorsichtig sind sie aber, trotz Liebesambitionen. Denn so nächtliche Burschen wie Igel und Pierer stellen ihnen nach. Darum verlassen sie fast nie ganz ihre Erdröhre, sondern sichern sich mit dem Schwanzende einen schnellen Rückzug. – Kaum hat man seinen Fuß etwas hart aufgesetzt, schon ist der Wurm nicht mehr, und scheelen Blikkes verharrt man mit der Hand über dem Ort der Liebestätigkeit. Keine Sorge, Herr und Frau Wurm (oder auch Fräulein Wurm; wer kennt sich in den Eskapaden der Würmer schon aus) lassen sich vorerst nicht wieder blicken.
Begünstigt wird der Würmerfang durch warmes, laues Wetter mit einem vorhergegangenen Regenschauer.
Einige Fischer wollen von den großen Tauwürmern eigentlich nichts wissen, denn, so argumentieren sie, der Aal beißt besser auf kleine, rote Mistwürmer. Also bewaffnen sich solche Leute mit einer Mistgabel und wandern, nach allen Seiten sichernd, zu den nur ihnen bekannten ergiebigen Stellen. Die Stätten ihres Tuns werden sorgsam gegenüber allen Zweibeinern gehütet, damit die herrliche Wurmpracht nicht so schnell versiegt. Dort wird dann gegraben und gewühlt, daß der Landmann seine wahre Freude daran hätte.
Nach einer längeren Sommerzeit, in der die trockene Erde nach jedem

Landesbibliothek Oldenburg

Tropfen Regenwasser lechzt, haben der „Lampen-" und auch der „Forkenmann" ihre Sorgen. Mit ein paar Kniffen hofft man hier und da nachzuhelfen. So kann man dann in der Abenddämmerung gesetzte Herren fleißig mit der Gießkanne laufen sehen, um Rasen und auch Steinweg mit Leitungswasser zu beglücken, in der Hoffnung, daß die Würmer der Täuschung eines erquickenden Sommerregens erliegen. Der Mann mit der Forke verlegt jetzt sein Arbeitsfeld mehr auf die Weiden und Wiesen, auf denen tagsüber die Kühe ihren unverdaulichen Rückstand hinterlassen haben. Diese Spinathaufen werden dann einmal gewendet. Nicht um auch der Rückseite eine harte Kruste zukommen zu lassen, sondern um eifrig die Bewohner des Kuhfladens in eine Büchse zu sammeln. Zu guter Letzt gibt es noch eine Art des Würmersuchens, und diese ist nicht von Pappe. Sollten Sie einmal in untergehender Spätabendsonne einen Menschen männlichen Geschlechts auf einem wohlgepflegten Rasen einen Siouxtanz ausführen sehen, so denken Sie nicht an einen etwaigen Sonnenstich. – Dieser Mensch sucht seine Würmer elektrisch. Sicher ist dieses auch eine Art, seinen Wurmbestand zu sichern. Manche neugierige Hauskatze hat aber die Gefährlichkeit des elektrischen Stroms schon zu spüren bekommen, und ich möchte nicht wissen, wie oft schon ein Petri-Jünger selbst alle Teufel der Hölle geflucht hat. Außerdem habe ich die Erfahrung gemacht, daß elektrisch gesuchte Würmer nicht mehr sehr widerstandsfähig sind und leichter eingehen.

Haben Sie genug Würmer beisammen? Dann kann's weitergehen. Sollten Sie das Wagnis einer Ehe eingegangen sein (Junggesellen gehen in das nächste Textilgeschäft), so bitten Sie Ihre bessere Ehehälfte um Überlassung eines Zwirnfadens in einer Länge von 5 bis 12 m (oder auch länger). Die Lände des Fadens richtet sich a) nach der Laune ihrer Frau, b) nach der Menge der gesuchten Würmer, c) nach der evtl. zu erwartenden Beißlust der Aale.

Jetzt brauchen Sie nur noch, je nach Länge der Würmer, ein ca. 10 bis 20 cm langes Stück kräftigen Blumendraht. An einem Ende wird dieser Draht etwas flach geschlagen, damit man den Zwirnsfaden (einige schwören auf Wollfaden) daran befestigen kann.

Sollten Sie die Geduld noch nicht verloren haben, so suchen Sie sich am besten ein verschwiegenes Plätzchen, damit Sie nicht durch einen Vertreter des Tierschutzbundes gestört werden. Wieviel Zwirn haben Sie genommen? 7 Meter für den Anfang? Na gut! Jetzt holen Sie sich Ihren Fischerstuhl und picksen jeden einzelnen Wurm der Länge nach auf ihre Nadel und schieben den Wurm dann mit der Hand bis zur Mitte des Zwirnfadens. Sollten Sie die 1. Hälfte geschafft haben, ohne daß Ihre Frau Ihnen die gute Laune durch weise Ratschläge verdorben hat, dann wechseln Sie mit Ihrer Nadel zum entgegengesetzten Fadenende –, und nun noch einmal dasselbe in „Grün": Wurm aufpicksen und weiterschieben. Jetzt dürfen Sie den Mut nicht sinken lassen, denn nun haben Sie es fast überstanden.

Vorwegschicken möchte ich noch, daß Sie sich schon vorher einen Buddestock besorgt haben. Haben Sie schon einmal Hochseefischerei betrieben? Dann sind Sie bestimmt im Besitz einer kräftigen Makrelenangel. Sollten Sie, vielleicht aus der Befürchtung, dem Meergott Neptun zu opfern, eine solche Seereise noch nicht unternommen haben, so gehen Sie

Landesbibliothek Oldenburg

am besten zum hiesigen Teppichlager und erstehen Sie ein kräftiges Bambusrohr mit einer Länge von 2 bis 2,50 m. Sollten Sie kaputte Strümpfe und sonstiges Ungemach nicht scheuen, so haben Sie sich vorher Ihr Buddelot (Bleistück) selbst gegossen. Ansonsten denken Sie daran bei Ihrer Silvesterbleigießerei. Warum statt eines Schweinchens nicht mal ein Buddelot? Bis zu 100 Gramm müßte das kegelförmige Bleistück schon wiegen. Innen muß es mit einer Röhre versehen sein, damit ein Faden hindurchgezogen werden kann.
Sollten mittlerweile Nachbars Hühner Ihre Budde noch nicht inspiziert und sich zu Gemüte geführt haben, so nehmen Sie ein Ende des Wurmbandes und wickeln es über zwei Finger der linken Hand, die dabei etwas gespreizt werden. Sollten Sie Linkshänder sein, dann können Sie es auch umgekehrt machen. Wickeln Sie so lange, bis der gesamte „Bandwurm" zu einem Knäuel auf der linken Hand aufgewickelt ist.
Jetzt nehmen Sie einen starken Bindfaden (wir würden hierzu „Packelsband" sagen), führen diesen durch den Hohlraum, der durch das Spreitzen der Finger entstanden ist, ziehen ein kleines Stück (vielleicht 25 cm) durch, streifen jetzt das Wurmknäuel auf diesen Bindfaden, machen einen doppelten Knoten, und schon ist die Piere fertig.

Durch die Röhre des Buddelotes führen Sie nun die beiden Enden des stärkeren Bindfadens und verbinden beide oberhalb des Lotes durch einen Knoten. Jetzt können Sie die Budde zur Aufbewahrung in eine Dose (möglichst mit etwas Erde gefüllt) legen. Ganz Vorsichtige wickeln sie dabei vorher in ein Rhabarberblatt.
Nächste Voraussetzung ist nun, daß Sie im Besitz eines kräftigen und stabilen Bootes sind, denn leichte und ranke Boote können bei der Piererei nicht gebraucht werden. Sollten Sie wirklich eines solchen Bootes nicht habhaft werden, so nehmen Sie, lachen Sie bitte nicht, eine Badewanne mit (die Verwendung der Badewanne erkläre ich Ihnen später).
Auf geht's jetzt. Sollte es noch etwas kühl sein, denken Sie an warme Kleidung, und nehmen Sie eine Flasche Rum mit, denn dann können Sie kräftig von innen einheizen. Vergessen dürfen Sie auch nicht, vorausgesetzt Sie sind Raucher, eine Pfeife mit großem Kopf und 1/2 Pfund „Schwarzen Krausen" mitzunehmen. Paffen Sie feste drauflos, das haben die Mücken nicht gern. Vergessen Sie aber vor allen Dingen Ihre Budde und den Buddestock nicht. Schon mancher Fischer hat an seinem Fangplatz ein sehr dummes Gesicht gemacht, weil er das Wichtigste zu Hause gelassen hatte. Ob Sie nun rudern oder mit einem kleinen Außenborder Ihrem Fangplatz zusteuern, ist ganz egal. Haben Sie einen Platz gefunden, der Ihnen zusagt, so befestigen Sie Ihr Boot so, daß es ganz ruhig im Strom liegt und nicht „dwoalen" kann, d. h. durch den Druck von Ebbe oder Flut nicht seitwärts hin- und herschlingert. Befestigen Sie jetzt die Budde an der vom Stock kommenden starken Schnur, und fertig ist die ganze Angelegenheit. Jetzt können Sie budden, pieren oder pöddern ganz wie es beliebt.
Also mit Schwung die Budde über Bord und soviel Schnur abspulen, daß Sie Grundberührung haben. Jetzt fassen Sie Ihren Stock und heben die Budde ganz leicht vom Boden ab und lassen sie wieder sinken. Immer wieder! Das ist Budden.
Sollten die Aale beißlustig sein, so merken Sie von selbst, wenn sich etwas

Landesbibliothek Oldenburg

tut. Es zuckt und ruckt in Ihrer Hand, und die Bewegung der Stockspitze können Sie genau ausmachen. Es gibt aber auch Tage, da zupfen sie ganz leicht, und es ist nicht einfach, dieses als Biß auszumachen. Andere wiederum hängen sich nur an, und Sie meinen, als Verursacher die Strömung zu erkennen.

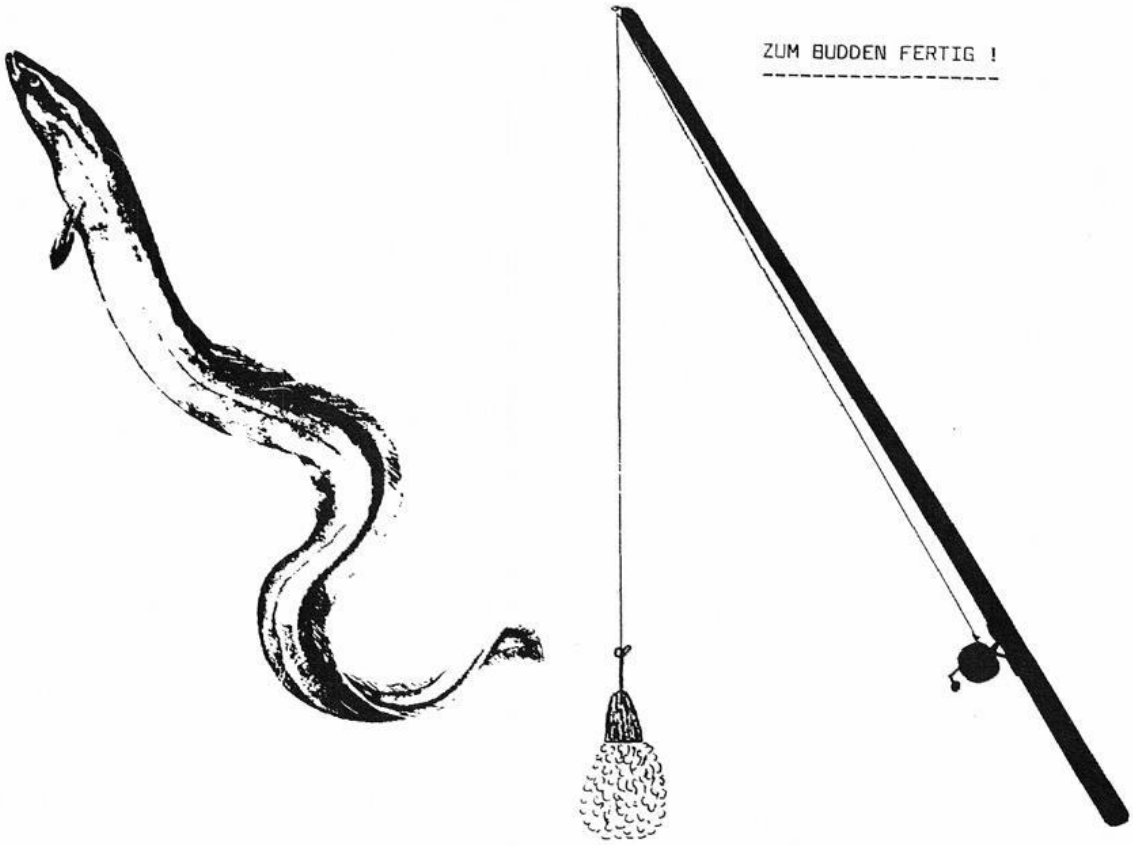
Hoch das Ding in gleichmäßigem Zug. So ziehen, daß die Budde sofort nach dem Hochholen über dem Boot schwebt. Dann sehen Sie auch schon, ob der Aal gehalten hat oder er schlauer war und im nassen Element verblieben ist. Ist der Aal erst einmal über Ihrem Boot, so fällt er ganz von selbst ab, und die Budde geht für weitere Aktionen wieder über Bord. Sollten Sie in den ersten zwei Stunden noch nichts gefangen haben, so wird sich entscheiden, ob Sie ein Budder werden oder nicht. Selbst alte Hasen kommen nach 3stündigem Pieren oft mit nur wenigen Aalen nach Hause. Sind Sie ein Sonntagskind und haben eine richtige Beißzeit erwischt, so können Sie in dieser Zeit, vorausgesetzt daß Ihre Budde nicht zu klein geraten ist, 100 Aale und mehr fangen.

Sicher haben Sie bei Ihrem Fang auch „Hinrichs große Riesen", d. h. Aale von Bleistiftlänge, dabei. Diese können Sie dann mit Ruhe über Bord werfen, da der Aal ja durch nichts verletzt wird. Manche Aale, und das sind nicht die kleinsten, ziehen an der Budde, als gelte es, Ihr Ruderboot in einen Gleiter zu verwandeln. Sie ziehen mit der Piere unter das Boot, und Sie werden Schwierigkeiten mit dem Hochholen haben. Sollten Sie beim Hochholen aufstehen müssen und in Ihren Zug die ganze Kraft Ihrer Männlichkeit legen, aber trotzdem die Budde nicht zu Tage fördern, so är-

Landesbibliothek Oldenburg

gern Sie sich nicht. Den Aal bekommt auch Ihr Kollege nicht, denn dieser hält sich im Wasser wie festgenagelt und wiegt garantiert über 3 Pfund.
Haben Sie nun drei Abende nacheinander gepiert und nichts außer ein paar „Hinrichs große Riesen" gefangen, so versuchen Sie es am vierten Abend noch einmal. Dann können Sie nämlich erleben, daß beim Hochziehen nicht ein, sondern zwei, drei oder mehr Aale an Ihrer Budde hängen. Vielleicht haben Ihre Mitstreiter es schon aufgegeben, und Sie machen den Fang Ihres Lebens.
Der Aal ist nicht nur in den Lehrbüchern, sondern auch in der Natur ein einziges großes Fragezeichen. Keiner kann Ihnen sagen, wann, wo und wie er am besten beißt. Sollte ein Einheimischer kommen und Ihnen sagen, „bie Noäbel bitt de Aol öuberhaupt nich" (bei Nebel beißt der Aal überhaupt nicht) oder „Monschien und hart'n Grund bringt 'n Boot vull Aole" (Mondschein und harter Grund bringen ein Boot voll Aale), so hören Sie am besten nicht hin. Sollte einer so totsichere Tips verteilen können, warum piert er dann nicht selbst? Auch kann es Ihnen passieren, daß Sie auf etwa 2 Meter Tiefe mit hartem Grund pieren und nichts fangen. Wechseln Sie aber zur anderen Seite, wo nur 50 cm Wasser und tiefer Schlick steht, so können Sie dort beste Fänge machen. Ein anderes Mal begeben Sie sich gleich zu dieser Stelle, und dann ist es genau umgekehrt. Auch bleibt es in Ihrem Belieben, ob Sie den Priel in der Mitte des Flusses aufsuchen oder aber 1/2 Meter vom Ufer entfernt Ihre Budde zu Wasser lassen. Fangen können Sie, vorausgesetzt daß der Aal Beißlust hat, überall.
Um auf die Badewanne zurückzukommen: Sollten Sie ein Boot nicht zur Verfügung haben, so setzen Sie die Wanne aufs Wasser und binden sie mit einem Strick am Ufer fest. Setzen Sie sich auf Ihren Anglerstuhl, und pieren Sie lustig drauf los. Auch so können Sie Aale fangen.
Was ist nicht schon alles versucht worden, um den Aal zu überlisten. Ganz Gewiegte haben als Buddelot ein Senfglas genommen, darin eine Taschenlampenbirne untergebracht, es wasserdicht verschlossen, am Stockende eine Batterie angebracht und das ganze miteinander verbunden. Budde mit Beleuchtung; aber wenn der Aal nicht beißen will, so nützt auch dieses nicht. Andere wiederum wollten das mühselige Wurmaufreihen umgehen und füllten die Würmer der Einfachheit halber in einen ausgedienten Perlonstrumpf. Spätestens nach dem zweiten Biß bekamen die Würmer kostenlosen Schwimmunterricht. Wieder andere begießen die Budde mit Dieselöl oder bestreuen sie mit Zucker oder treten die Piere mit dem Fuß matschig. All das bringt keinen Schwanz mehr. Ich rate Ihnen, die Budde sauber und pfleglich zu behandeln und nicht als starker Raucher in geballter Faust mit sich herumzuschleppen.
Mit zur Piererei gehört auch das Räuchern der Aale und nicht zuletzt das Verwöhnen des Gaumens durch alsbaldigen Verzehr.
Sollten Sie eine Anzahl Aale beisammen haben, so geht es nun an die Räucherei. Die ausgenommenen und von ihrem Schleim gesäuberten Aale werden gewaschen und dann gesalzen. Etwas einziehen lassen und dann jeden einzelnen Aal mit einem Tuch abreiben und an der Luft trocknen. Beim Schlachten der Aale darauf achten, daß der Längsschnitt nicht bis zum Maul und auch nur bis zum After führt. Sollten Sie dieses nicht beachten, so wissen Sie nachher nicht, wie Sie den Aal dann auf die Räucherstange ziehen sollen, und schneiden Sie zu weit, dann tropft das Fett her-

Landesbibliothek Oldenburg



aus. Wenn die Aale nun luftgetrocknet sind, dann werden sie auf die Räucherstäbe gezogen und in den vorgeheizten Räucherkasten gehängt. Ich will Sie nicht verführen, gleich das erste Mal Ihren Fang selbst zu räuchern. Hier spielen noch eine Menge Faktoren mit (welches Holz nehme ich, heize ich schnell oder langsam, wann decke ich die Flamme ab, welches Sägemehl nehme ich usw.). Hierbei gibt es verschiedene Taktiken und Geheimnisse, die bei jedem Räuchermeister verschieden sind.
Sollten Sie einmal einen guten Fang getätigt haben, so bin ich gerne bereit, Ihnen einen alten Räuchermeister zu benennen, der Ihnen Ihre gefangenen Aale zu einer wahren Delikatesse verwandelt.

PETRI HEIL!

Landesbibliothek Oldenburg

Hammer und Amboss

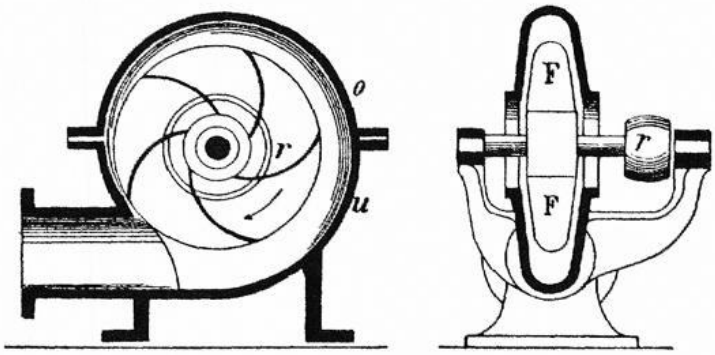
Von Günter Quasigroch

Blasebälge

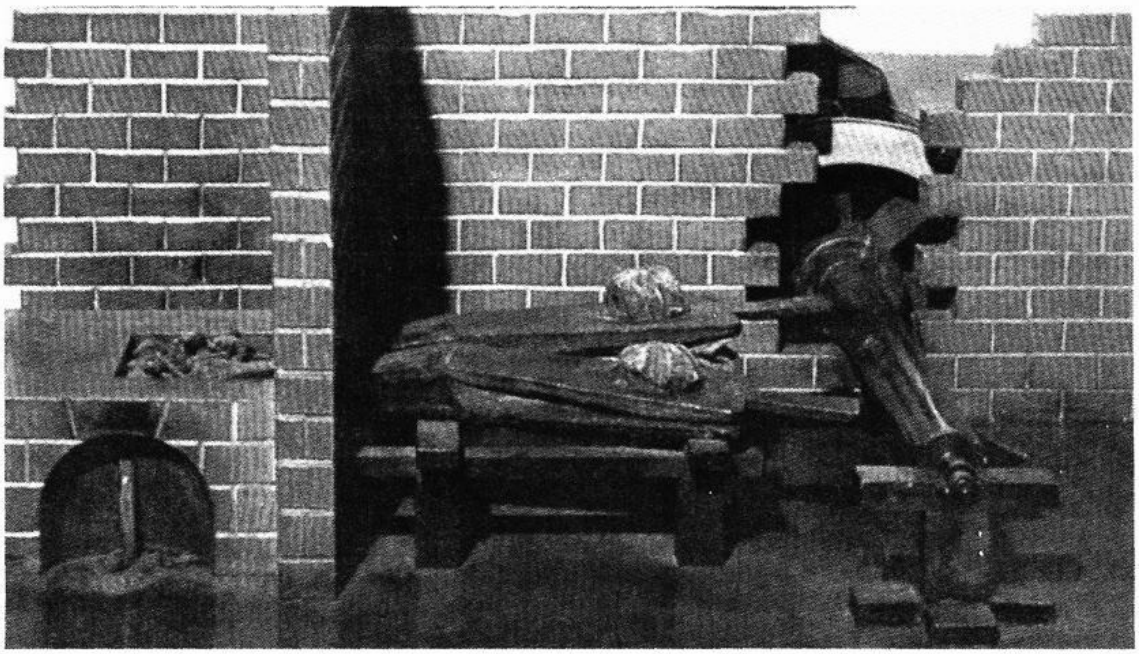
Wo steht die alte Dorfschmiede, in welcher der Meister noch den Blasebalg betätigt? Jenen zischenden, fauchenden Leviathan, der sich unter der Decke rhythmisch zu grotesker Form aufbläht und wieder zusammensinkt, wobei er die glühenden Schmiedekohlen hell aufstieben läßt? Kürzlich, bei einem Besuch in meiner Heimat im Leinetal, warf ich einen Blick in die alte Werkstatt, in der ich als kleiner Bub so oft dem Schmiedemeister bei der Arbeit zusah. Das Haus lag öde, die Werkstätte verwaist und verkommen. Aber, o Freude, in einer Ecke hinter der Esse lag der Balg, unbeschädigt und voll funktionsfähig. Der Erbe, an den alten Geräten nicht mehr interessiert, trat mir alles um geringes Entgelt ab, und ich beschloß, so viel wie möglich zu bergen. Aber wenn ich glaubte, den Balg im Kofferraum mit heimnehmen zu können, so hatte ich mich gründlich getäuscht. Zu zweit hatten wir Mühe, das mehr als drei Meter lange „Ungeheuer" auf einen großen Leiterwagen zu verladen und zunächst in der leeren Werkstatt eines Jugendfreundes unterzustellen. Fast mannshoch läßt sich der Balg ausziehen, und ich erinnerte mich an die Worte Meister Römbkes aus Telbrake bei Vechta, nach denen für die Belederung eines Schmiedebalges die Häute zweier Ochsen verbraucht wurden. In Telbrake fand der Blasebalg in der kleinen Schmiede keinen Platz; er mußte mit einem außen angebauten Verschlag vorliebnehmen. Ich habe seine Ruine noch vorgefunden. Das zuvor erwähnte Stück hing seinerzeit links über der Esse, und das Gestänge ist noch komplett vorhanden. Ein besonders malerisches Bild boten einst die beiden Bälge links und rechts der Doppelesse in der alten Schmiede [1]) im Dorf Platjenwerbe bei Bremen. Deren Inventar wurde vor einigen Jahren vom Museumsdorf Cloppenburg angekauft. Leider war das Gebäude dermaßen baufällig und verfallen, daß sich ein Abbruch mit Konservierung nicht mehr lohnte. Man hätte es völlig neu errichten müssen. So zog man es vor, eine kleine Schmiedewerkstatt aus dem Dorfe Dalvers bei Bersenbrück wiederaufzubauen, welche bereits zerlegt bereitlag, und deren elegant geschwungenes Dach sich harmonisch in die „Landschaft" einfügt. Leider war hier der Blasebalg von jeher auf dem Dachboden installiert, so daß von der ganzen Anlage nichts weiter zu sehen ist als der Handgriff mit Ziehkette. Diese Art der Unterbringung scheint für unsere Gegend typisch zu sein. Ich habe solche Bälge noch gefunden in Oythe (Lammers), in Heiligenloh (Kösters), in Damme (Kalkhoff) und zwischen Diepholz und Lembruch (alte Schmiede Meyer). Bei den Schmieden Vornhusen in Lohne und Kreienborg in Wildeshausen fand ich die Bälge freihängend vor. In Betrieb ist wohl keiner mehr. Ihre Arbeit hat ein kleiner, aber wirksamer elektrischer Ventilator übernommen, der zur Gattung der offenen Gebläse gehört, und dessen rasch rotierendes Schaufelrad mühelos einen gleichmäßigen, fein regulierbaren Luftzug liefert. Er ist zudem so gut wie wartungsfrei.

Landesbibliothek Oldenburg

Man wußte sich aber schon vor der Erfindung des Elektromotors recht gut zu helfen, wie aus der folgenden Beschreibung hervorgeht.
Wer zu Hause im eigenen Kamin sein Feuer mit dem Handblasebalg anfacht, der weiß, daß er damit immer nur einen einzelnen Luftstoß abgeben kann. Nach jedem „Pusten" folgt beim Füllen der Luftkammer eine Leerlaufbewegung. Die Schmiede standen früher vor dem gleichen Problem. Ohne einen kontinuierlichen Luftstrom konnte man aber kaum hohe Hitzegrade erzielen, zumal in den großen Essen der Hammerwerke und Amboßschmieden oder gar im Hochofen. So half man sich mit zwei nebeneinander aufgestellten Bälgen, welche in stetem Wechsel einen Luftstrom abführten; sie wurden meist durch die Nockenwelle eines Wasserrades angetrieben.



Zentrifugalventilator.

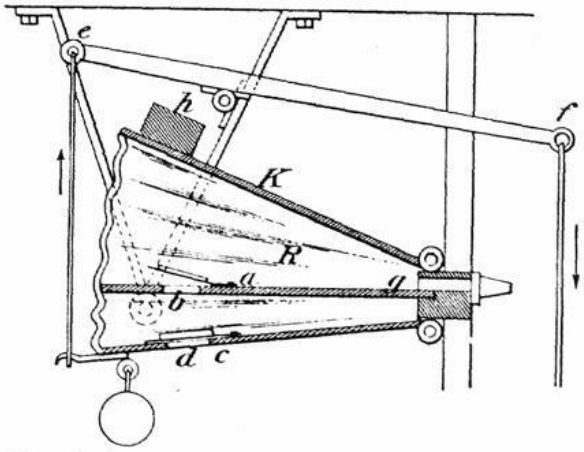

Modell einer Eisenschmelze (14. Jahrhundert) (Deutsches Werkzeug-Museum Remscheid).

Das gleiche Prinzip wird in einer primitiven Feldschmiede afrikanischer Eingeborener angewandt: der Gehilfe bewegt alternierend zwei auf Tontöpfe aufgeschnürte Tierhäute.

Landesbibliothek Oldenburg

Schmiede im Unjamwest (Deutsch-Ostafrika), 19. Jahrhundert.

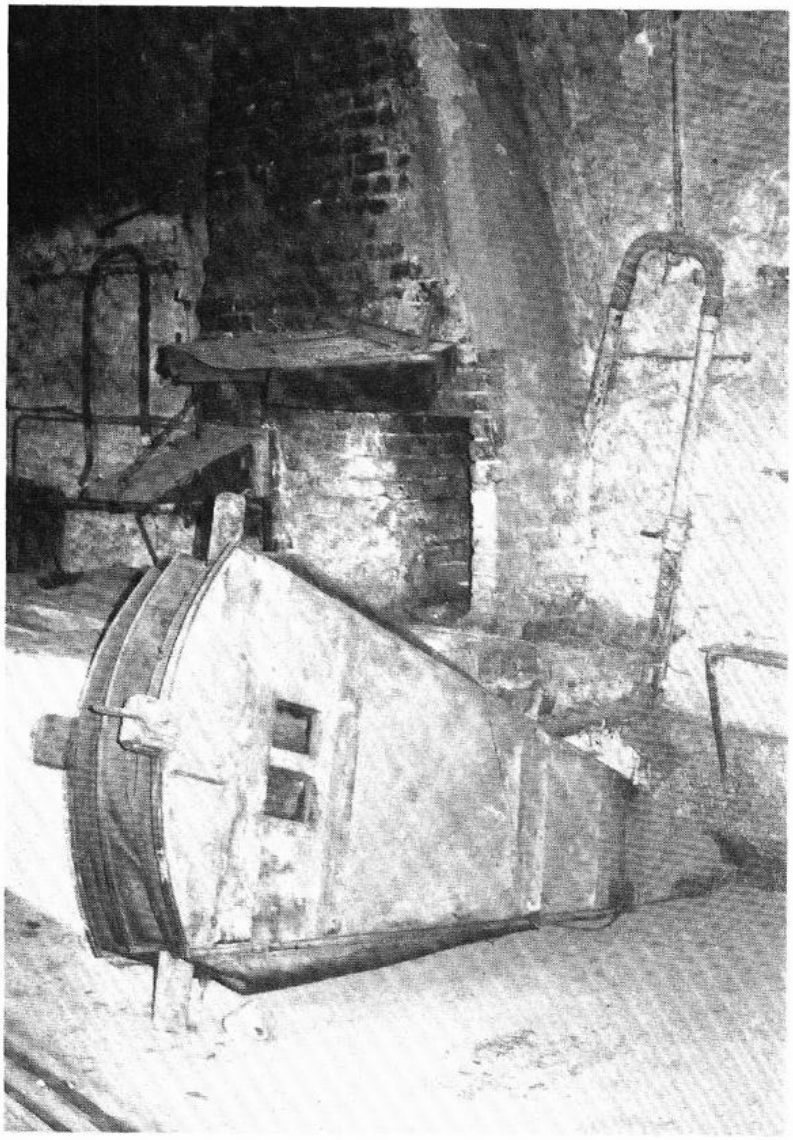
Es ist nun nicht jedermann bekannt, daß die in unseren Schmiedewerkstätten benutzten „Püster" fast immer Doppelbälge waren, von denen der obere als Windsammler wirkte. Das heißt, es wurden zwei normale Blasebälge übereinander montiert und durch eine sinnreiche Ventilvorrichtung so kombiniert, daß sie nicht nur mit einem Handgriff oder Fußhebel bedient werden konnten, sondern ohne Leerlauf eine in etwa gleichmäßige Luftströmung lieferten. Ich zitiere hier aus einem Fachbuch der Jahrhundertwende [2]) und verweise auf die zugehörige Zeichnung:



Blasebalg.

„Zu den geschlossenen Gebläsen gehören neben dem uralten Tierbalg zunächst der daraus entstandene und heute noch recht beliebte Blasebalg. Derselbe ist nichts als der modernisierte, uns aus der Abbildung bekannte alte Doppelblasebalg, zu beiden Seiten eines festen Brettes a angeordnet, aber hintereinander wirkend, der erste durch einen Handhebel, der andere – obere – durch ein Gewicht gespannt. Das feste Brett ist mit einer Öffnung b mit Ventilklappe versehen, welche der Luft nur den Durchgang von unten nach oben gestattet. Es bildet die obere Wand eines einfachen Blasebalges, der durch auf= und niedergehen des Brettes c bethätigt wird. Der seitlich durch Leder abgeschlossene Raum wird durch niedergehen des Deckels vergrößert und füllt sich dabei durch das Ventil d mit Luft, welche beim aufgehen des durch den Hebel e f bethätigten Deckels durch das Ventil b nach oben, in den zweiten Blasebalg entweicht. Hier findet sie sofort die Öffnung g, durch welche sie in die Windleitung gelangt. Jedem Zuge am Hebel e f

Landesbibliothek Oldenburg



Großer Blasebalg in Ansicht von unten in der ehemaligen Dorfschmiede Thielemann in Eddinghausen (Kreis Alfeld/Leine). Unter den beiden quadratischen Öffnungen sitzt die Ventilklappe (vergl. mit c und d auf der Zeichnung).
Der Balg war links von der Esse unter der Decke montiert. Im Hintergrund die Esse mit zwei Schmiedefeuern und Kamin.

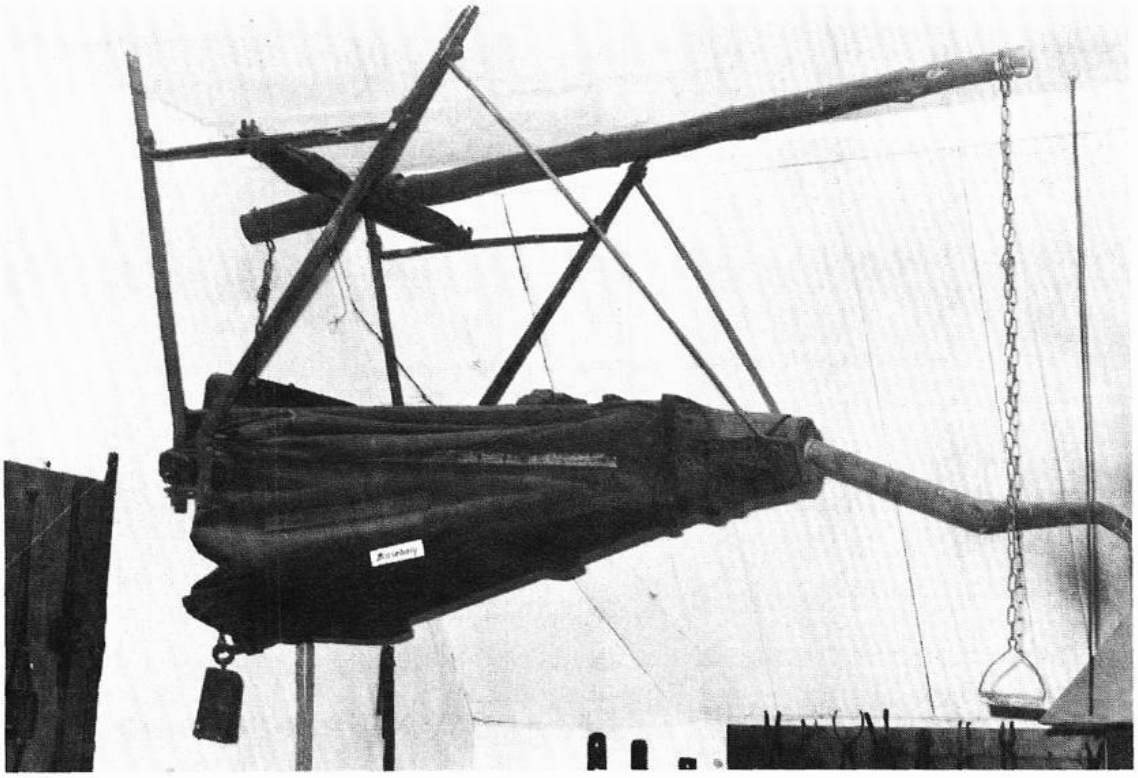
entspricht also ein Windstoß in dieser Leitung. Ist jedoch die Größe des unteren Blasebalges in Bezug auf die Öffnung g so bemessen, daß nicht sofort alle Luft heraus kann, so hebt sich der durch das Gewicht h belastete Deckel k und gibt dem Luftüberschuß Raum. Während sich nun der Deckel k senkt, wirkt das Gewicht h und preßt auch seinerseits Luft in die Windleitung. Es wird daher ein dauernder Luftstrom erzeugt, der nur insofern pulsiert, als der von unten kommende Luftstrom notwendig kräftiger sein muß, als der durch das Gewicht nachgepreßte; der erstere soll ja den Deckel zu heben imstande sein.

Landesbibliothek Oldenburg

Die hohen Spannungen, welche sich mit einem gut angelegten Blasebalg erzielen lassen, haben ihn, namentlich in kleineren Schmieden, trotz der lebhaften Konkurrenz, welche ihm vom Zentrifugalventilator geboten wird, erhalten, besonders da, wo noch Hand- oder Fußbetrieb besteht."
Hiernach muß man eigentlich fragen, warum die Bälge aus den Schmieden gänzlich verschwunden sind. Mir drängt sich ein Vergleich auf: warum wurden die Windmühlen, die so oft einer Landschaft das Gepräge gaben, von den Müllern aufgegeben? Die Antwort lautet: sie waren zu teuer. Eine Windmühle ist aufwendig im Betrieb, stets vom Sturm gefährdet, und eine Reparatur kostet heute Unsummen. Beim Blasebalg mag es ähnlich gewesen sein. Der Betrieb verbrauchte Körperkraft; der Balg war störanfällig

Kleiner Blasebalg und Esse in der Dorfschmiede der Brüder Eilers aus Ramsloh im Saterland. Hier ist der Balg in Höhe des Schmiedefeuers angebracht. Der Schmied betätigt die Hebelstange, welche das Bodenbrett anhebt und somit den Doppelbalg entleert.
Die Aufnahme stammt aus dem Jahre 1977. Der alte Schmied, ein Original seiner Zunft, sprach „satersch" und führte dem Verfasser mit Hammer und Amboß den traditionellen „Schmiedegruß" vor. Hier der Rhythmus, mit dem Hammer auf der Amboßbahn geschlagen: Ra ta tam ra ta tam - ra ta tam tam tam - ra ta tam ra ta tam ra ta tam. Das Handgelenk muß locker schwingen. Zuerst erfolgen zwei Hiebe mit der Hammerbahn; dann wird der Hammer um 90 Grad gedreht. Der dritte Schlag wird mit Breitseite und Finne geführt. Dann schnellt der Kopf wieder in die Senkrechte. Das Ganze verläuft in einer Art Trommelwirbel mit hoher Schlagfolge und läßt die stählerne Bahn des Ambosses buchstäblich „singen". Das obige Foto hat bereits dokumentarischen Wert: der hier abgebildete Schmied Heinrich Eilers verstarb Anno 1979. Sein Bruder Theo lebt noch. Die Schmiedewerkstatt nebst Fachwerkwohnhaus wurde abgebrochen - an ihrer Stelle findet man jetzt einen modernen Neubau.

Landesbibliothek Oldenburg



Blasebalg mit komplettem Gestänge und Ziehkette in einer ostfriesischen Dorfschmiede aus der Mitte des 19. Jahrhunderts, wiederaufgebaut im Heimatmuseum Schloß Jever. Hier ist der hölzerne Mund des Balgs reich beschnitzt, trägt Augen, Maul und Zähne und ist mit Ochsenblut bemalt. Er bildet sozusagen den Kopf eines „feuerspeienden" Drachen.

und benötigte regelmäßige Pflege. Die „Stifte" [3]) mußten ihn stets sorgfältig und reichlich mit Tran einschmieren. War das Leder verschlissen, so stockte die Arbeit, und es gab hohe Kosten. Die Schmiede achteten weniger auf Romantik als auf Zweckmäßigkeit. Aus diesem Grunde wurden die Bälge wohl auch auf den Dachböden montiert. Dort störten sie nicht, hingen geschützt, und man konnte zwecks Reparatur und Pflege gut an sie heran. Als die elektrischen Gebläse sie ablösten, blieben sie zumeist vernachlässigt zurück. Doch das Leder dörrte aus, und Ratten und Mäuse schärften ihre Zähne daran. Heute sind es Museumsstücke.

Anmerkungen:

1) Huf- und Wagenschmiede Schrader
2) Das Buch der Erfindungen, Gewerbe und Industrien, Sechster Band, Leipzig, um 1900
3) volkstümliche Bezeichnung für die Lehrlinge

Weitere Literatur: Horstmann, Siegfried; Von bergischen Menschen und den Stätten ihrer Arbeit/ Remscheid 1971

Landesbibliothek Oldenburg

Der Dammer Erzbergbau

Von Wolfgang Friemerding

Teil II: Zwischen Wirtschaftswunder und Rezession

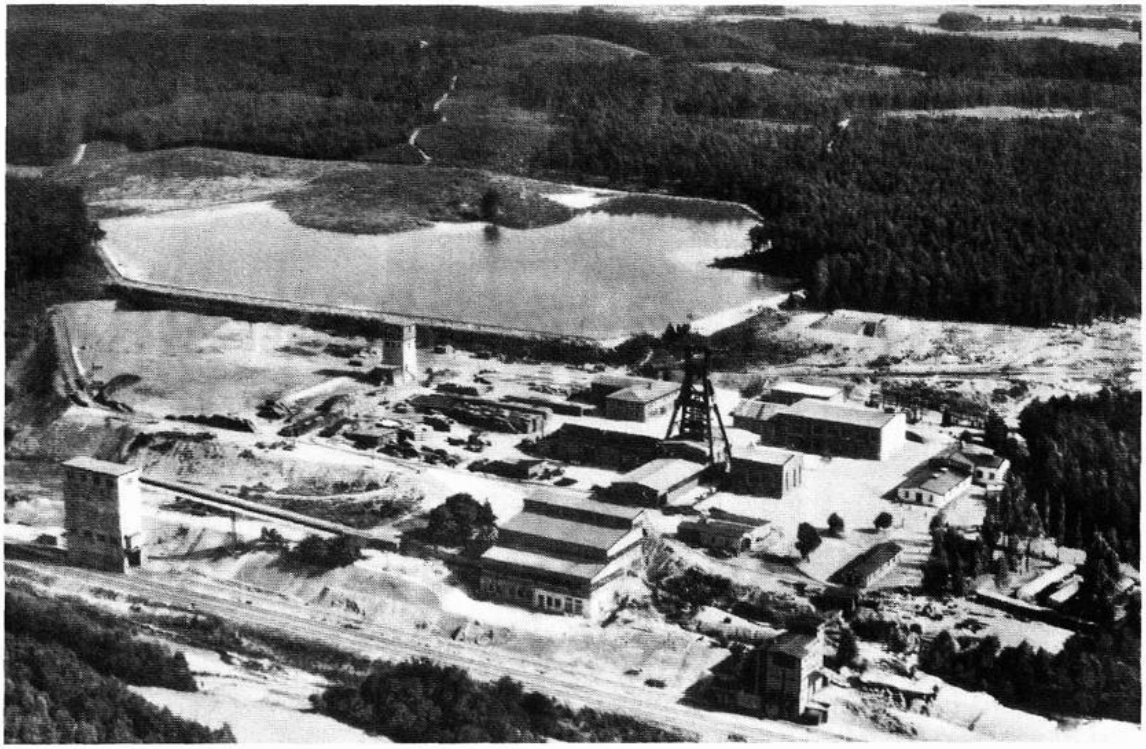
Vorbemerkung

Die „drei Anfänge" des Erzbergwerkes Damme und die frühe Aufbauphase sind bereits im letztjährigen Jahrbuch erläutert. Der folgende Zeitraum (1952-1967) ist insofern eine Einheit, als die Grube Damme während dieser Spanne der „Erzbergbau Porta-Damme AG", später „GmbH", angehörte, somit rechtlich wie wirtschaftlich eine spezielle Stellung innehatte. Darüberhinaus ist dies – im größeren Rahmen betrachtet – genau der für die gesamte Entwicklung der Bundesrepublik Deutschland kennzeichnende Abschnitt zwischen dem aufblühenden Wirtschaftswunder und der ersten Nachkriegsrezession.

1. Gründungsphase

Die Alliierte Hohe Commission, Combined Steel Group, ordnete 1950 die Eisen- und Stahlindustrie in Deutschland neu. Die Vermögenswerte der vormaligen „Gewerkschaft Damme", die ihren Sitz in Essen/Ruhr (!) hatte und außer im Jahre 1946 weiterhin förderte, waren von ihr nach dem Krieg beschlagnahmt worden. Zusammen mit den Vermögenswerten der „Gewerkschaft Porta" (Minden) wies die Combined Steel Group beide Gruben ab 1. 10. 52 einer „Erzbergbau Porta-Damme AG" zu.

Diese neue Gesellschaft wurde am 18. 3. 53 mit vorläufigem Aktienkapital von 400000 DM gegründet, das 4 Einzelpersonen sowie die Stahltreuhänderver-



Schachtanlage Damme mit „altem" Klärteich I (1956). (Quelle: nach einer Postkarte der Deutschen Luftbild KG, Hamburg)

Landesbibliothek Oldenburg

einigung einbrachten. Allerdings traten diese ihre Anteile am 28. 7. 54 an die „Barbara Erzbergbau AG", Düsseldorf und die „Harz-Lahn-Erzbergbau AG", Bad Harzburg ab. Die neuen Aktionäre waren jeweils zu 50 % beteiligt und erhöhten das Einlagekapital auf 3 Mio DM. Damit konnte der eigentliche Aufbau beginnen.
Hinter beiden steckten erwartungsgemäß bekannte Namen (Hoesch, Klöckner, Thyssen, Krupp etc.), die wiederum bei „Barbara" und „Harz-Lahn" ebenso Anteilseigner waren und zum größten Teil schon die „Gewerkschaft Damme" vor dem Krieg innehatten. Der Sitz Essen deutete dies ja bereits an. Die Entflechtung der deutschen Eisen- und Stahlindustrie, die nach dem Krieg von den Alliierten beabsichtigt wurde, fand also tatsächlich gar nicht statt. Dies wird leider im weiteren Verlauf der Entwicklung des Dammer Schachtes noch eine nachteilige Rolle spielen.
Das Bergwerk Damme selbst konnte man bislang als eine Art Versuchsbetrieb bezeichnen, der immerhin 144 000 t Roherz (1951) zutageförderte. Dies mit einem Eisenanteil von nur 26 %. Deshalb wurde es soweit mechanisch zerkleinert und bearbeitet, daß ein konkurrenzfähiges Konzentrat mit nunmehr 37 % Eisen entstand. Der Dammer Schacht lieferte somit den Hüttenbetrieben der Ruhr ein aufbereitetes Erz, das in dieser Fe(Eisen)-Konzentration nicht auf natürliche Weise vorkam.

2. Vom Aufbau über Tage zum Abbau unter Tage

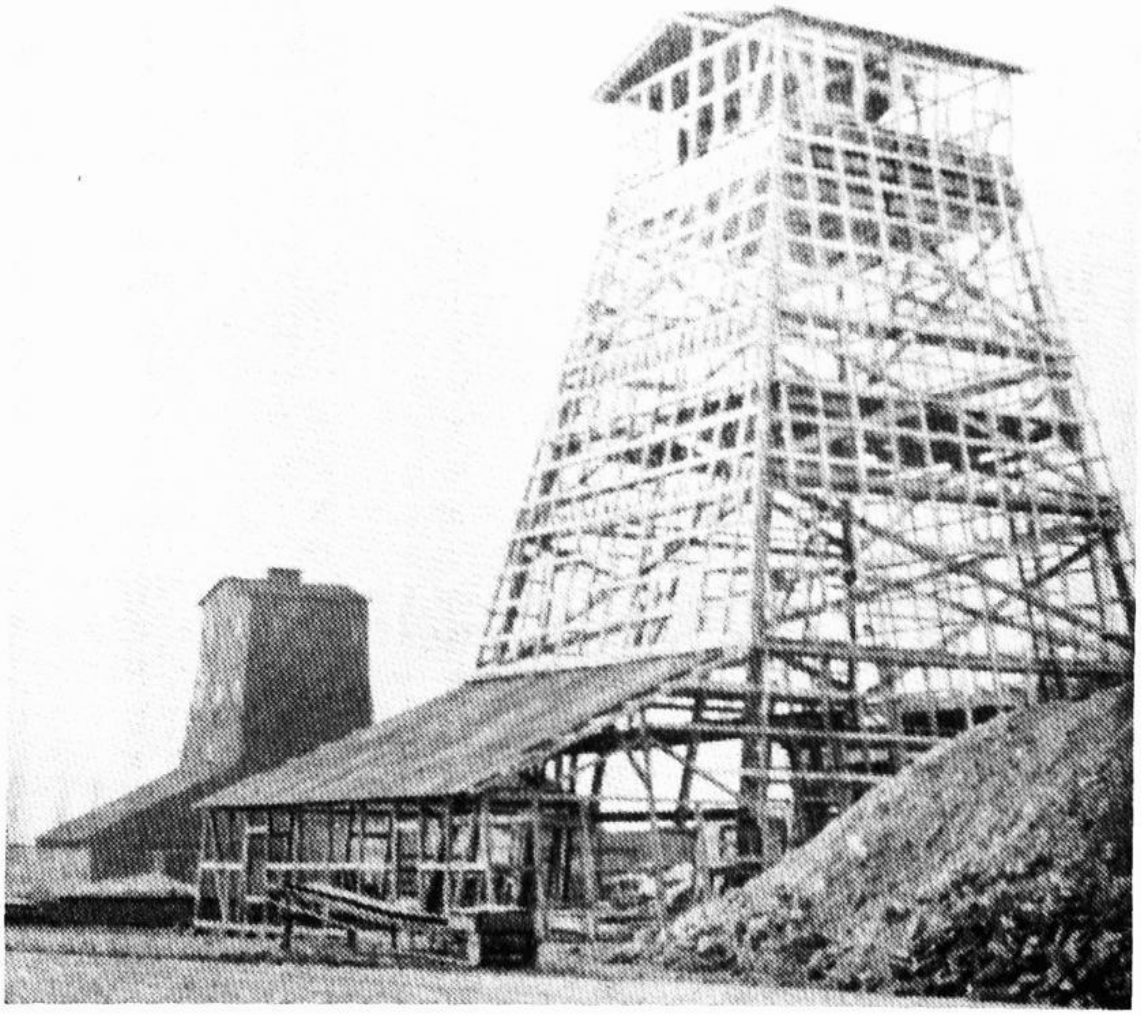
2.1 Veränderungen im unmittelbaren Bergwerksbereich

Mit Gründung der neuen Aktiengesellschaft setzte nun eine rege Investitions-, insbesondere Bautätigkeit ein. Zunächst fand eine ständige Ausweitung des Abbaus unter Tage statt, die mit Hilfe von Probebohrungen möglich war. Diese gingen 1954 sogar bis unter den Dümmer, wo man in nur 125 m Tiefe weitere abbauwürdige Eisenerzfelder entdeckte. (Allerdings sah man hier bereits zu dieser Zeit Schwierigkeiten für eine spätere Förderung, denn das „Jahrhundertwerk" Dümmereindeichung mit all seinen Verbesserungen für die weitere Umgebung schien durch mögliche Absenkungen (Bergschäden) gefährdet.)
Der bereits vorhandene Schacht I, 1939 bis 1942 niedergebracht, erhielt eine neue Fördereinrichtung, während ein zweiter Schacht nicht nur wegen der zunehmenden Fördermengen, sondern auch aus Sicherheitsgründen notwendig und bis 1956 in die Tiefe gebaut wurde. Sein Fehlen hatte bislang eine Erhöhung der Belegschaft verhindert.
Auf dem unmittelbaren Zechengelände oder unter Tage seien als größere Ausbaumaßnahmen genannt: 3 Aufbereitungsanlagen (1953, 1955, 1959), die das geringer eisenhaltige Roherz zum höherwertigen Konzentrat aufbereiteten; Grubenbahnhof mit Verladeanlagen und Gleisanschluß; Belegschaftsgebäude (sog. „Mannschaftskaue") für 700 (1955), später für 1100 Bergleute (1957); 3 km Gummitransport-/Förderband unter Tage; 6 Dieselloks unter Tage, später Elektroloks; 2 Loks über Tage, dazu insgesamt 650 Förderwaggons, die sich im ständigen Umlauf befanden. (Einige Loren, zwei Loks und das Förderrad des Stahlturms haben heute noch „spielerischen Unterhaltungswert" in den Dammer Kindergärten und am Gymnasium.)

2.2. Veränderungen in Damme und Umgebung

In der näheren und ferneren Umgebung veränderte sich einiges grundlegend. Klärteich I, heute als der „alte Klärteich" bekannt, reichte bei einer Größe von 6 ha nicht mehr aus. Ein zweiter, geläufig als „der" Klärteich oder (künstlich auf-

Landesbibliothek Oldenburg



Bohrturm zu Schacht II im Aufbau (1953). *Foto: privat*

gepfropft und geographisch unzutreffend) „Bergsee", wuchs im Laufe der Jahre buchstäblich in die Höhe. 1953 noch 10 m über der tiefen Basis, ragt der Damm heute 60 m in die Höhe. Auf einer Gesamtfläche von 56 ha bildete man in einer talartigen Geländeform einen See als abflußloses Staubecken.
Wozu aber dieser Aufwand? Das Wasser der Klärteiche war notwendig, um feinste Lockerbestandteile des Erzes u. a. auszuwaschen und es zu dem genannten Konzentrat anzureichern. Das mit Feinmaterial gemischte Wasser gelangte nach der Erzwäsche als eine Art Schlamm in den Klärteich, wo die Schwebstoffe absanken, weshalb das relativ klare Oberflächenwasser zum selben Zweck wiederverwendet werden konnte. Es handelte sich also um ein Recycling (Wiederverwertung von Rohstoffen). Folglich waren nur 20 % an Grundwasser aus Bohrbrunnen neu zuzuführen.
Außer dieser Landschaftsumgestaltung inmitten der Dammer Berge ergab sich eine langsame Veränderung des Siedlungsbildes. Um Arbeitskräfte an den Be-

Landesbibliothek Oldenburg

trieb zu binden, initiierte die „Porta-Damme AG" unter maßgeblicher Federführung des Bergwerksdirektors Dr. Medenbach und seines Prokuristen Hermann Dahm eine rege Eigenheimbau-Tätigkeit, die in Zusammenarbeit mit der „Gemeinnützigen Wohnungsbaugesellschaft für den Landkreis Vechta" (GeWoBa) und der „Graf von Galen-Siedlungsgesellschaft" lief. Die Bergleute erhielten günstige Finanzierungshilfen, wobei die erstellten Häuser sobald wie möglich in ihren Besitz übergingen.
In den folgenden 15 Jahren entstanden auf diese Art laufend neue Siedlungsteile. Die Tabelle 1 „Wohnungsbau" gibt einen Überblick über das Ausmaß der geförderten Eigenheime:

Tab. 1: Wohnungsbau mit Förderung der „Erzbergbau Damme-Porta AG" bzw. der GeWoBa

Fertig	1951	24 Häuser =	48 Wohneinheiten	Glückauf I
Fertig	1952	22 Häuser =	44 Wohneinheiten	Glückauf II
Fertig	1953	20 Häuser =	40 Wohneinheiten	Langenberg
Fertig	1954	21 Häuser =	42 Wohneinheiten	Langenberg
Fertig	1955	30 Häuser =	60 Wohneinheiten	Langenberg
Fertig	1955	1 Haus =	2 Wohneinheiten	Glückauf
Fertig	1956	2 Häuser =	4 Wohneinheiten	Damme, Josefstr.
Fertig	1956	4 Häuser =	8 Wohneinheiten	Glückauf
Fertig	1957	30 Häuser =	60 Wohneinheiten	Langenberg
Fertig	1957	40 Häuser =	80 Wohneinheiten	Steinfeld
Fertig	1958	20 Häuser =	40 Wohneinheiten	Langenberg
Fertig	1958	7 Häuser =	14 Wohneinheiten	Damme, In der Flur
Fertig	1959	36 Häuser =	72 Wohneinheiten	Glückauf
Fertig	1959	4 Häuser =	8 Wohneinheiten	Damme, In der Flur
Fertig	1960-66	44 Häuser =	88 Wohneinheiten	Glückauf/Langenb.
Gesamt	1951-1966	305 Häuser =	610 Wohneinheiten	(nach 1966 kommen noch 32 weitere hinzu)

Im Siedlungsbild und in Anbetracht solcher Zahlen wird immer am deutlichsten, wie sehr ein einziger Wirtschaftsbetrieb markante Veränderungen der Landschaft, also eine regionale Umgestaltung der Erdoberfläche bewirken kann.
Mit den erwähnten Ortsteilen der Gemeinde Damme (Glückauf, In der Flur), der Gemeinde Holdorf (Langenberg) und der Gemeinde Steinfeld (Graf von Spee-Siedlung) ist gleichzeitig auch schon der Einzugsbereich des größten Teils der Arbeitskräfte umrissen, genauso wie die wirtschaftliche Verflechtung mit den Nachbargemeinden. Von den 890 Arbeitnehmern kamen 1958 „nur" 344 aus Damme, 288 aus Holdorf, 141 aus Steinfeld, 117 aus anderen Gemeinden. Siedlungstätigkeit und Einpendlerzahlen entsprachen sich also deutlich.
Neben solchen Ortsteilen, die sich wegen der relativ einheitlichen Bauweise leicht identifizieren lassen, findet sich noch eine „versteckte" Bautätigkeit, die durch günstige Darlehen für sonstige private Bauunternehmen der Betriebsangehörigen Förderung erfuhr. All diese Bemühungen entstammten dem Bestreben, in einer Zeit des Arbeitskräftemangels neue „Kumpel" anzuwerben und an den Ort des Betriebes zu binden.

Landesbibliothek Oldenburg

Erste Bauabschnitte der Bergmannssiedlung „Glückauf". Rechts unten die Straße nach Holdorf (1957). (Quelle: nach einer Postkarte der Deutschen Luftbild KG, Hamburg).

2.3. Veränderungen in Arbeitsmarkt und Arbeitskräftestruktur

Daß diese Bemühungen Erfolg hatten, zeigte eindrucksvoll die Veränderung des Durchschnittsalters der Belegschaft (außer Angestellten): 1952 noch 38 Jahre, 1957 sogar 33 Jahre, 1959 schließlich 33,6 Jahre. Insbesondere jüngere Arbeitnehmer zählen ja bekanntlich zu den sog. mobilen Bevölkerungsgruppen, die relativ leicht den Wohn- und Arbeitsort zu wechseln bereit sind. Mit dem Eigenheimbau wurde jedoch nicht nur die erste Mobilität, sondern auch die Tendenz zur Familiengründung gefördert, damit auch wiederum eine weitere Mobilität erschwert.

Die Beschäftigungsmöglichkeiten der Zeche Damme erleichterten zudem die genannte erste Mobilität, da bei weitem nicht nur Facharbeiter, also gelernte Bergleute, benötigt wurden. Die Übersicht von 1955 bestätigt dies:

31,9 % Facharbeiter	Schwerpunkt unter Tage
42,2 % angelernte Arbeiter	
26,4 % Hilfsarbeiter	zur Hälfte über Tage
0,4 % Lehrlinge	

Dieses Verhältnis blieb im Laufe der Jahre etwa gleich, kam somit den damaligen Bedingungen des Arbeitsmarktes in Südoldenburg mit einer hohen Abwanderungsrate Ungelernter aus der Landwirtschaft sehr entgegen.

Bezieht man nun die Lohnstruktur mit ein, so zeigt sich ein präzises Abbild des beginnenden Wohlstandes der Wiederaufbaugesellschaft nach dem Kriege. 1952 war der Durchschnittslohn eines Arbeiters pro Schicht 12,41 DM (was – ohne alle Zuschläge – einem Monatsverdienst von ca. 300 DM entspricht!), 1959 lag

Landesbibliothek Oldenburg

er bei 17,91 DM/Schicht (ca. 500 DM/Monat). Solche Zahlen mag man daran messen, daß sich 1957 der Aufsichtsrat Sorgen darüber machte, daß nunmehr die Kosten pro Haus (im geförderten Wohnungsbau) bei 32 000 DM, also 16 000 DM pro Wohnungseinheit, liegen „müßten". Als weiteres Indiz für zunehmenden Wohlstand ist die Tatsache zu werten, daß im Mai 1961 angesichts von 130 belegschaftseigenen Pkw eine Parkplatzerweiterung erforderlich wurde.
Schließlich sei noch auf das Ansteigen der Arbeitskräfte von 1952 bis 1960 verwiesen: von 248 auf knapp 900 (vgl. Diagramm unten), was Aufbau und Wirtschaftswunder gleichermaßen kundtut.

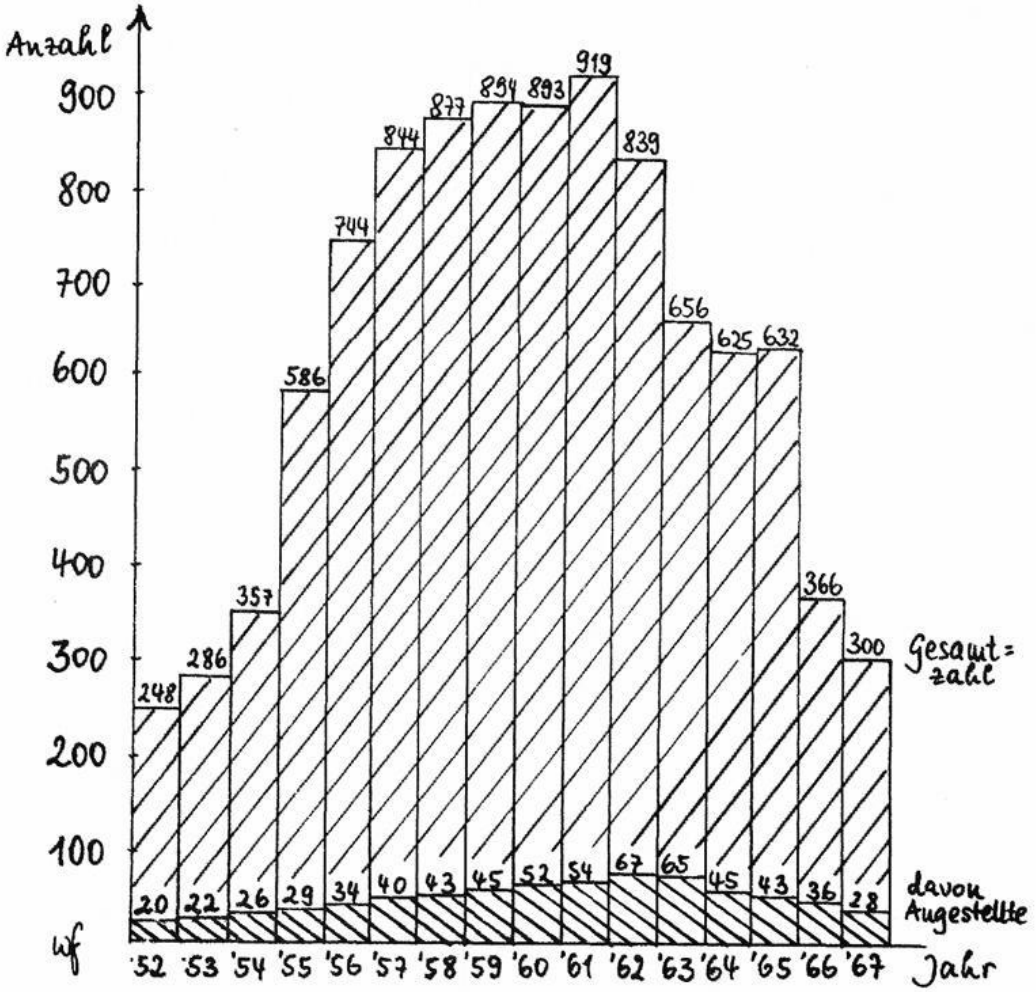


Abb. 1: Belegschaftsentwicklung des Dammer Erzbergwerks 1952-1967 (Stichtag jeweils 1. 10., 1967 1. 3.)

2.4. Entwicklung der Dammer Wirtschaft

Abgesehen davon, daß sich der Schacht Damme damals zum größten Arbeitgeber des Kreises Vechta entwickelt hatte, bedenke man das Wirtschaftspotential, das für Damme und seine Nachbargemeinden darin steckte:

... zunächst eine Ankurbelung des Wohnungsbaus (vgl. Tab. 1), so daß WOLKING für „Bau- und Bauhilfsgewerbe ... eine Phase der permanenten Überbeschäftigung" feststellt. Davon profitieren gleichzeitig die Möbel- und Hausratgeschäfte, zumal ein Großteil der Beschäftigten als Vertriebene oder Flüchtlinge ohne Hab und Gut in den hiesigen Raum gekommen war.

Landesbibliothek Oldenburg

... dann die erhöhten Steuereinnahmen. Das Bergwerk führte bekanntlich Gewerbesteuern an die Gemeinde ab, die 1950 noch 11 %, 1955 schon 17 %, 1957 immerhin 27 % und 1960 sogar 42 % des gesamten Gewerbesteueraufkommens Dammes ausmachten. Bei einem Haushaltsvolumen von 1,2 Mio DM und 512 000 DM vereinnahmten Gewerbesteuern waren das immerhin 239 000 DM vom Bergwerk! Hinzu kamen die nicht unerheblichen Grundsteuerzahlungen mit den sich ausweitenden Wohngebieten. Daß aus diesen Geldern ein beträchtlicher Teil der jetzt vorhandenen Dammer Infrastruktureinrichtungen stammt, läßt sich hiermit nur andeuten.

... schließlich die steigenden Umsätze von Einzelhandel, Kleingewerbe und freien Berufen, die von erhöhter Konsumgüternachfrage und wachsendem Dienstleistungsbedarf profitieren.

... sogar die (Wald-)Bauern spürten dies. Große Mengen an Holz wurden zum Abstützen der Stollen gebraucht. Da man für 100 t Roherzförderung ca. 1,5 m^3 Stempelholz benötigte, ergab sich im Lauf der Förderzeit 1947-1967 bei ca. 9 Mio t Gesamtförderung ein Bedarf an 13,5 Mio m^3 Holz, der überwiegend aus den umliegenden bäuerlichen Waldbeständen geschlagen wurde, da Kiefern und Fichten damals qualitätsmäßig vorwiegend für solche und ähnliche Zwecke Verwendung fanden.

All diese Faktoren galten natürlich in geminderter Form auch für die Nachbargemeinden, namentlich also Holdorf und Steinfeld. Man darf dem Bergwerk Damme für die 50er Jahre (neben der angestammten Firma Grimme und der aufstrebenden Bahlmann & Leiber KG) wirtschaftlich eine Initialzündungsfunktion für den hiesigen Raum zuerkennen: ein entscheidendes Sprungbrett zur Entwicklung Dammes.

Lagerung von Grubenholz auf dem Werksgelände (1958). *Foto: privat*

Landesbibliothek Oldenburg

Weitere Hinweise mögen dies bekräftigen: Bis 1960 wurden 15 Mio RM (zum geringen Teil), später DM in das Erzbergwerk Damme investiert. Von 1952-1960 zahlte die „Porta-Damme AG" 40 Mio DM an Löhnen und Gehältern, eine Summe, deren Wert man – nach heutigen Maßstäben gemessen – durchaus verzehnfachen darf. Nach Anfangsverlusten (52/53: 446 000 DM, 53/54: 225 000 DM), die durch hohe Investitionen der Aufbauphase bedingt waren, arbeitete die Gesellschaft deutlich gewinnbringend:

Tab. 2: Bilanzgewinne der „Erzbergbau Porta-Damme AG"

Geschäftsjahr 1954/55	250 000 DM Bilanzgewinn
Geschäftsjahr 1955/56	81 000 DM Bilanzgewinn
Geschäftsjahr 1956/57	1 613 000 DM Bilanzgewinn
Geschäftsjahr 1957/58	151 000 DM Bilanzgewinn
Geschäftsjahr 1958/59	518 000 DM Bilanzgewinn
Geschäftsjahr 1959/60	212 000 DM Bilanzgewinn
Geschäftsjahr 1960/61	2 099 000 DM Bilanzgewinn
Geschäftsjahr 1961/62	956 000 DM Bilanzgewinn

In der reinen Bilanzgewinnsumme sind jeweils die Abführungen an die „Muttergesellschaften" unberücksichtigt, so daß die Beträge eigentlich z. T. wesentlich höher anzusetzen wären. Das gilt erst recht in Anbetracht der Tatsache, daß das Porta-Bergwerk in Minden, das in den meisten der angeführten Jahre fünf- bis sechsstellige Verluste hatte, hier einbezogen ist und 1961/62 hohe Stillegungskosten verursachte. 1957 wurde das Grundkapital von 3 auf 4, 1958 von 4 auf 5 Mio DM erhöht. Der Gesamtumsatz des Unternehmens stieg von 2,5 (1952) auf 17,5 Mio DM (1960). Entsprechend nahmen Förder- und Konzentratmengen zu

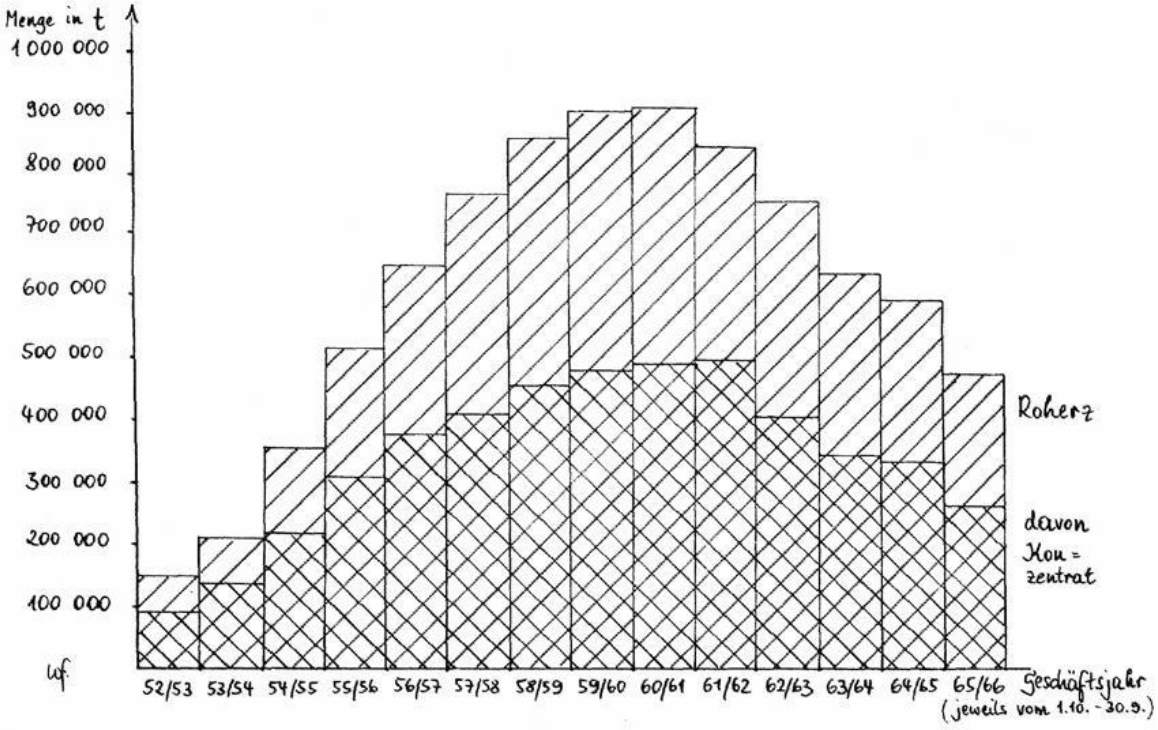


Abb. 2: Roherzförderung und produzierte Konzentratmengen des Dammer Erzbergwerks 1952 – 1966

Landesbibliothek Oldenburg

(vgl. Diagramm Abb. 2). Zeichen des ungebrochenen Wachstumsglaubens waren auch die Ausgaben für Bohrungen zur Erschließung neuer Erzfelder: 1952 noch 25 000 DM, 1960 immerhin 235 000 DM.

3. Krise und Stillegung

Förderung, Beschäftigtenzahl und Umsatz zeigten für das Geschäftsjahr 60/61 eine Stagnation, danach aber eindeutigen Rückgang an. Und das, obwohl noch 1964 der Anteil der Dammer Grube an der Erzförderung der BR Deutschland 5,5 %, der Anteil der Dammer Belegschaft an der Gesamtzahl der im Erzbergbau Beschäftigten 6,1 % betrug. Der Niedergang des Dammer Betriebes aber bahnte sich bereits im Jahr seiner Blüte an, denn erstmals befanden sich 1960 etwa 3000 t Konzentrat auf Halde, erstmals nahmen die Ruhrhüttenwerke „Abrufkürzungen" (Verringerung der Abnahmemengen) um 10 % vor, erstmals kam die Stillegung der „Schwestergrube" Porta bei Minden ins Gespräch – und wurde für 1962 beschlossen.

3.1. Die drei Krisenfaktoren

All diese Hinweise sind Indikatoren für eine Entwicklung, die sich bereits im Laufe der Fünfziger Jahre angebahnt hatte, aber nun auch nachteilig durchschlug. Ihre Kennzeichen waren:

1) zunehmende Konkurrenz ausländischer Erze und damit verstärkter Kostendruck durch den Transportkostenfaktor,
2) hohes Lohnniveau in der BR Deutschland bei hohen Investitionen und damit Ausweichen ins weniger lohnintensive Ausland,
3) enge Verflechtung mit inländischen Betrieben der gleichen Branche.

Die nachfolgende Tabelle macht das Ausmaß der Konkurrenzbedrohung innerhalb von nur 3 Jahren deutlich.

Tab. 3: Preise für Eisenerz in DM je t (abhängig von Eisengehalt (Fe-Anteil) und Bestandteilen wie Kalk, Kieselsäure, Phosphor, Schwefel, Mangan, Kupfer)

Jahr	BRD Siegerland/ 33 % Fe-Anteil	Schweden Kiruna 60 % Fe-Anteil	Brasilien Versch. Gruben 68-69 % Fe-Anteil
Juni 58	52,50	60,60	63,50
Dez. 60	52,50	53,80	63,00
März 61	52,50	51,60	60,40
Juni 61	52,50	50,90	59,60

Obwohl Schweden- und Brasilienerze einen höheren Frachtkostenanteil am Endpreis je Tonne hatte, bekamen die Hüttenwerke doch nahezu für das gleiche Geld doppelt soviel und mehr an Eisen. Das ist umso verwunderlicher, als man meinen sollte, daß die Frachtkosten für Überseeladungen ganz erheblich zu Buche schlagen müßten. Doch da die Anbieter immer mehr dazu übergingen, Großraumschiffe einzusetzen, blieben die Frachtraten konstant oder gingen sogar zurück. Das Schiff ist aber nunmal der billigste Verkehrsträger – und das Dammer Bergwerk mußte zwangsläufig die Bahn mit ständig steigenden Transportkosten benutzen. Da nun wiederum die Ruhrhütten angesichts dieses internationalen Angebots auch noch die Inlandpreise für Erz drückten, gerieten die Dammer trotz der geringen Entfernung von ca. 150 km zu den Verhüttungs-

Landesbibliothek Oldenburg

werken in finanzielle Bedrängnis. Zwar betrieb man in 40 km Nähe, in Georgsmarienhütte, auch Hochöfen, doch hatten diese schon vor Jahren von der Thomas-Roheisenerzeugung auf das Siemens-Martin-Verfahren umgestellt und konnten somit das phosphorhaltige Dammer Erz nicht mehr einsetzen.
Verstärkt wurden diese Faktoren gerade im genannten Zeitraum noch durch die DM-Aufwertung im März 1961 (s. Preissprung in der Tabelle!): Mehr Erz für das gleiche Geld aus dem Ausland benachteiligte die ohnehin gefährdete Inlanderzförderung. Das zeigte sich bundesweit auch an der Tatsache, daß 1958 noch 55 Eisenerzgruben in Betrieb waren, kaum sechs Jahre später (1964) aber nur noch 26, darunter war jetzt nicht mehr das „Schwesterbergwerk" Porta-Minden. Ein Teil dieser 26 arbeitete überdies auch schon mit reduzierter Förderung.
Gleichzeitig stieg in der BR Deutschland das Lohnniveau mit dem Aufblühen des Wirtschaftswunders. Zweistellige Tarifabschlüsse waren an der Tagesordnung, während ausländische Gruben entweder genügend Arbeitskräfte besaßen (= geringe Löhne) oder mit wesentlich weniger Investitionen auskamen, wo das Erz einfacher im Tagebau gewonnen werden konnte. Parallel dazu verbesserten sich in der Bundesrepublik die Arbeitsbedingungen für die unter Tage arbeitenden Bergleute, was jedoch auf der Lohnkostenseite insofern zu bemerken war, als z. B. infolge verkürzter Arbeitszeit mehr Arbeitskräfte eingestellt werden mußten. Die Aktiengesellschafter orientierten sich somit beispielsweise nach Liberia (Erzgruben) oder Skandinavien (Importbetrieb in Emden) und ließen Damme „fallen". Auf Grund der immer schwieriger zu bewältigenden Gebirgsdruckverhältnisse schien sich überdies ein notwendiger Investitionsschub anzubahnen, denn der Dammer Untergrund ist sedimentär, d. h. wenig fest, er wanderte sozusagen.
Im Zeichen internationaler Handelsverflechtungen wurden also Kosten- und Konkurrenzdruck immer größer. Jedoch erwies sich auch die eigene Verflechtung – wie oben schon angedeutet – innerhalb der deutschen Wirtschaft als Nachteil. Die beiden „Muttergesellschaften" („Barbara Erzbergbau AG" und „Harz-Lahn-Erzbergbau AG") waren außer an der „Erzbergbau Porta-Damme AG" auch zu jeweils 50 % an der „Erzbergbau Siegerland AG" beteiligt. Die beschriebene Entwicklung führte nun dazu, daß die mit vielen kleineren Gruben arbeitende „Siegerland" insbesondere diese wegen Unrentabilität schloß, nachdem sie sie jahrelang bezuschußt hatte. Daneben entzog gerade die „Harz-Lahn", die ihrerseits wieder drei „Muttergesellschaften" hatte, die Gewinne sowie vorher bilanzierte „Organschaftsaufwendungen" aus Damme.
So flossen also Millionenbeträge ab (von 1954-60 offiziell 4,5 Mio DM, bilanzmäßig versteckt wohl wesentlich mehr), die in Damme erwirtschaftet wurden, wodurch das Rücklagenpolster der „Porta-Damme" beträchtlich geschmälert wurde. Dies geschah ohnehin schon im Zuge der Stillegung der lange Zeit unrentabel arbeitenden „Schwestergrube" Porta 1962. Nach deren Schließung wurde ab 24. 9. 63 die „Erzbergbau Porta-Damme AG" in eine GmbH mit Geschäftssitz Damme umgewandelt.

3.2. Bewältigungsversuche

Selbstverständlich wurden die Zeichen der Zeit trotz der unseligen Verknüpfung der genannten drei Faktoren erkannt und folgende Konsequenzen gezogen:

a) Eine verbesserte Nachaufbereitungsanlage nahm 1962 ihren Betrieb auf, die den Eisen-Konzentratgehalt bis auf ca. 47 % erhöhte.

Landesbibliothek Oldenburg

Förderturm Schacht I und Mannschaftskaue (1955). *Foto: privat)*

b) Die Leistung pro Mann und Schicht je Tonne Roherz steigerte sich durch Rationalisierung ständig (1952: 2,2 – 1963: 4,6).
c) Nach Möglichkeit wurden nur Erzfelder, die mit 30 % und mehr Eisen als abbauwürdig galten, ausgebeutet.
d) Wohnungsbau und Arbeitskräftebindung führte man, wenn auch stark reduziert, konsequent fort.

Die Talfahrt des Dammer Erzbergbaus war jedoch nicht aufzuhalten. Alle Indikatoren zeigten dies an (neben den angeführten Diagrammen zu Förderung und Arbeitskräftebestand): nur noch finanzielle Verluste ab 1962 (61/62 ist das letzte Geschäftsjahr mit Überschuß); das Durchschnittsalter der Bergleute stieg von 34,2 (1960) auf 40,1 Jahre (1966), da jüngere wiederum abwanderten; die Haldenvorräte waren bereits 1962 bei 18000 t Konzentrat angelangt.

3.3. Das Entscheidungsjahr 1962

1962 war offensichtlich auch das Jahr, in dem Damme schon von seinen „Müttern" („Barbara" und „Harz-Lahn") aufgegeben wurde. Sie reduzierten den Förderbetrieb um ein Drittel. Die Einstellung „aller Investitionstätigkeit", aller „Versuchstätigkeit ohne greifbare wirtschaftliche Ergebnisse" sowie „Sparmaßnahmen" hielt der Aufsichtsrat für angemessen, während dieses Gremium gleichzeitig von einer „noch 5jährigen Nutzungsdauer unserer Schachtanlage Damme" ausging. Der geplante Bau eines dritten Klärteiches auf dem heutigen Muna-Gelände jenseits der Holdorfer Straße wurde nicht mehr ernsthaft betrieben.

3.4. Der Niedergang

Ein Bergwerksunglück 1963, bei dem 2 Bergleute unter hereinbrechendem Gestein zu Tode kamen und 4 teilweise schwer verletzt wurden, setzte, ohne daß hier ein Verschulden von Seiten der Verantwortlichen vorlag, auch das äußere Zeichen des Zusammenbruchs. Gerüchte über Stillegung des Betriebs kursierten schon früh, schlugen sich augenfällig in einer anhaltenden Welle freiwilliger

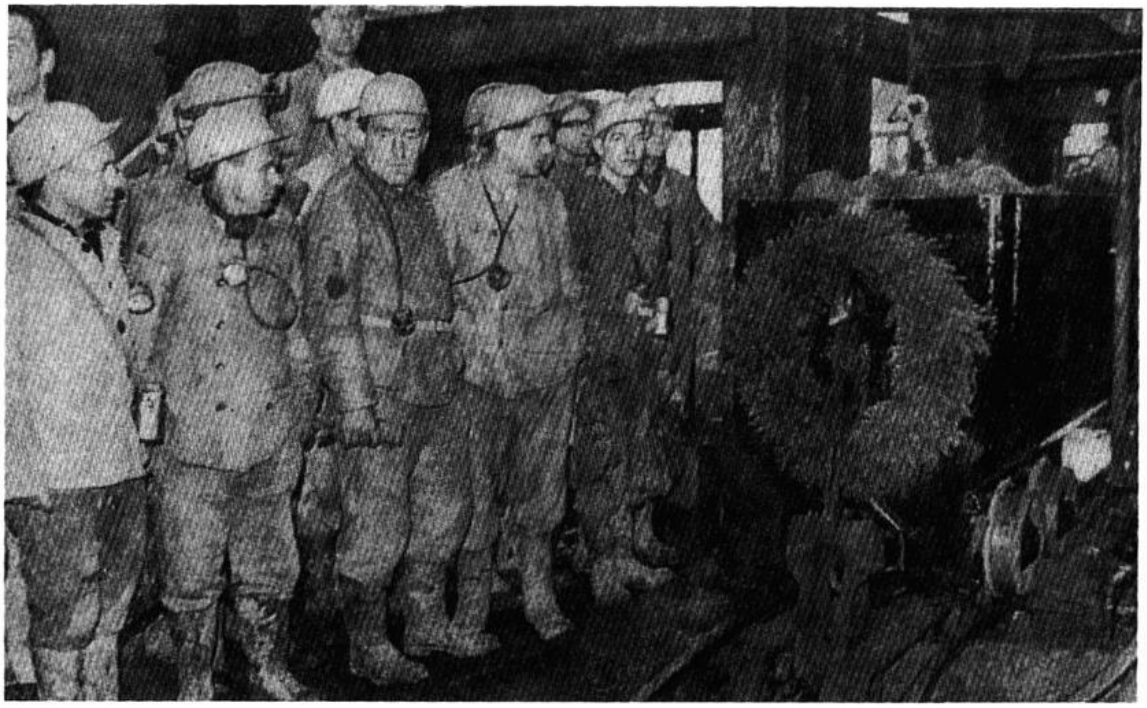
Landesbibliothek Oldenburg

(und später von der Gesellschaft stufenweise vorgenommener) Kündigungen nieder. Das wiederum komplizierte die Situation derart, daß zur Aufrechterhaltung des Grubenbetriebs 1965 erstmals noch 20 Gastarbeiter eingestellt werden mußten, um die reduzierten Lieferverträge überhaupt einhalten zu können.
Auf der Aufsichtsratssitzung vom 23. 3. 1966 erfolge dann der Stillegungsbeschluß zum 31. 12. desselben Jahres. Später wurde die Frist bis 31. 3. 67 verlängert, um „soziale Härten" zu vermeiden, d. h. den Übergang der Arbeitskräfte zu erleichtern.
Bemerkenswert war dabei die fatale Situation, daß sich also trotz namhafter Erzvorräte im Dammer Raum, trotz Bedarfs an schlackenbildenden Erzen, wie sie Damme an die Ruhrhütten lieferte, trotz Standortvorteils in der Nähe des Abnehmers der Erzbergbau in Damme nicht halten konnte. Die Arbeitskosten waren hier mittlerweile auf 70 % der Ausgaben gestiegen, im venezolanischen Orinoco-Gebiet förderte ein vergleichsweise unterbezahlter Arbeiter inzwischen bei doppeltem Eisenanteil im Tagebau 40mal soviel Erz wie ein Dammer Bergmann. Der deutsche Erzbergbau aber zog in seiner verhängnisvollen Verflochtenheit eine Grubenschließung um die andere nach sich!
Die Rezession der Jahre 66/67 schlug sich nun ausgerechnet beim ehemals größten Arbeitgeber des Kreises Vechta nieder. Der Dammer Erzbergbau erwies sich somit als Seismograph der Nachkriegswirtschaft und überlebte die erste Krise des wachstumsgläubigen Wirtschaftswunders nicht. Die Bedingungen des Welthandels hatten sich damit (wenn auch relativ kurzfristig) gegen die expansionswillige bundesdeutsche Wirtschaft gewandt. Ihre empfindlichsten Stellen wie die Dammer Grube wurden dabei ihr Opfer. Obwohl sie einen entscheidenden Beitrag zum Aufbau der Gemeinde wie auch der gesamten Wirtschaft beigetragen hatte, hieß es: „Der Mohr hat seine Schuldigkeit getan. Der Mohr kann gehen."

4. Parallelentwicklungen und Nachwirkungen

Angesichts der Tatsache, daß Investitionen für Werksneugründungen oder -filialen in diesem rezessiven Rahmen nur zögernd oder gar nicht erfolgten, sah die Zukunft auf dem hiesigen Arbeitsmarkt zunächst trübe aus. Die Hoffnung, daß sich die DEW (Deutsche Edelstahlwerke) auf dem Betriebsgelände ansiedeln und die gesamte Belegschaft übernehmen wolle, trog, denn auch solch große Arbeitgeber mochten sich dem Konjunkturrückgang nicht entziehen.
Doch tatsächlich entstand kein Chaos in der Dammer Beschäftigungsstruktur. Nach 6 Monaten hatten bereits 80 % der ehemaligen Betriebsangehörigen wieder einen Arbeitsplatz, ein Jahr nach Schließung waren nur noch 30 Bergleute arbeitslos, wovon 15 vorzeitig in den Ruhestand gingen. Allerdings betraf diese günstige Entwicklung vornehmlich Damme. Holdorf-Langenberg beispielsweise, nahezu reine Bergarbeitersiedlung der Nachbargemeinde, verlor in kurzer Zeit 21 % seiner Bevölkerung. Aus Damme hingegen waren relativ wenige Fortzüge zu vermelden. Das hatte seine Gründe.
Schon 1963 siedelte sich die Lemförder Metallwaren KG mit zunächst einem, später zwei weiteren Werken in Damme an. Die heimischen Firmen Grimme sowie Bahlmann & Leiber erweiterten kontinuierlich. Das ehemalige Zechengelände aber wurde an die Fa. Heidemann zum 1. 1. 67 verkauft, woraufhin bald die Dammer Holzwerke mit zunächst 30, später weit über 100 Beschäftigten ihren Betrieb aufnahmen. Überdies hatte die Initialzündungsfunktion des ehemaligen Schachtes längst gewirkt und weitere Aufnahmekapazitäten für Arbeit-

Landesbibliothek Oldenburg



Der letzte Förderwagen mit Erz kam um 10.15 Uhr aus 260 m Tiefe *OV-Fotos Zurborg*

nehmer ermöglicht, so daß viele Bereiche der Dammer Wirtschaft frühere „Kumpel" unterbringen konnten.

Die Abb. 1 „Belegschaftsentwicklung" (s. S. 233) zeigt schließlich ergänzend an, daß der Abbau an Arbeitskräften beim Erzbergwerk in den Jahren 61-67 kontinuierlich vor sich ging. Eine Aus- und Abwanderungswelle aus der damaligen Gemeinde war deswegen auch nicht festzustellen, im Gegenteil: Damme hatte und hat so Vielfältiges zu bieten, daß die Bevölkerungszahlen hoffnungsvoll anstiegen. Zu einem ganz erheblichen Teil ist es aber dem Bergwerk Damme zu verdanken, daß Wirtschaftswunder und -kraft die Gemeinde schon früher als die Nachbargemeinden zu einer Blüte brachten, die ihr auf Grund seiner historischen Funktion seit jeher eigentlich zukommen mußte.

Literatur:

Böhme, Ernst: 30 Jahre Siedlung Langenberg, in: Festschrift zum 25jährigen Schützenfest des Schützenvereins Holdorf-Langenberg, Lohne 1983

Erzbergbau Porta-Damme AG: Bericht über die Geschäftsjahre 1952/53 fortlaufend bis 1965/66 (unveröffentlicht)

dies.: Jahresabschluß 1957/58 fortlaufend bis 1961/62 (unveröffentlicht)

dies.: Aufsichtsratsprotokolle bzw. Anlagen zur Aufsichtsratssitzung vom 8. 11. 62, 1. 4. 65, 23. 7. 65, 25. 11. 65, 22. 3. 66, 21. 6. 66, 31. 10. 66, 23. 1. 67 sowie fortlaufend von 1953 bis 1962 (unveröffentlicht)

dies.: Schachtanlage Damme, interne Studie, Damme, wahrscheinl. 1960 (unveröffentlicht)

Hartig, Günther: Das Abteufen des Schachtes II der Schachtanlage Damme nach dem Honigmann-Verfahren, in: Glückauf, H. 41/42, Jg. 91 (1955), S. 1129-1136

Teuteberg, Elisabeth: Eisenerzbergbau bei Damme – Grundlagen und Folgen, Semesterarbeit der PH Osnabrück 1968 (unveröffentlicht)

Thienhaus: Zusammenfassende Übersicht über die Ergebnisse von 1937 bis 1939 niedergebrachten Bohrungen auf dem Dammer Eisenerzvorkommen, o. J., o. O. (unveröffentlicht)

Wolking, Heinrich: Der Erzbergbau im Gebiet von Damme unter besonderer Berücksichtigung seiner Entstehungs- und Liquidationsursachen sowie seiner Bedeutung für die wirtschaftliche und soziale Struktur des umliegenden Raumes, Dipl.-Arb. Uni Hamburg 1971 (unveröffentlicht)

Zimmermann, Karl: Zur Ertragssituation westdeutscher Eisenerz-Bergbaugesellschaften, in: Wirtschaftswissenschaftliche Mitteilungen, Heft 11/12, Jg. 1961, Köln

Für freundliche Unterstützung bei der Beschaffung von Unterlagen danke ich Marc Dahm, für wertvolle Hinweise bei der Abfassung Siegfried Flach.

Landesbibliothek Oldenburg

Schulen in der Gemeinde Cappeln

Von Franz Dwertmann

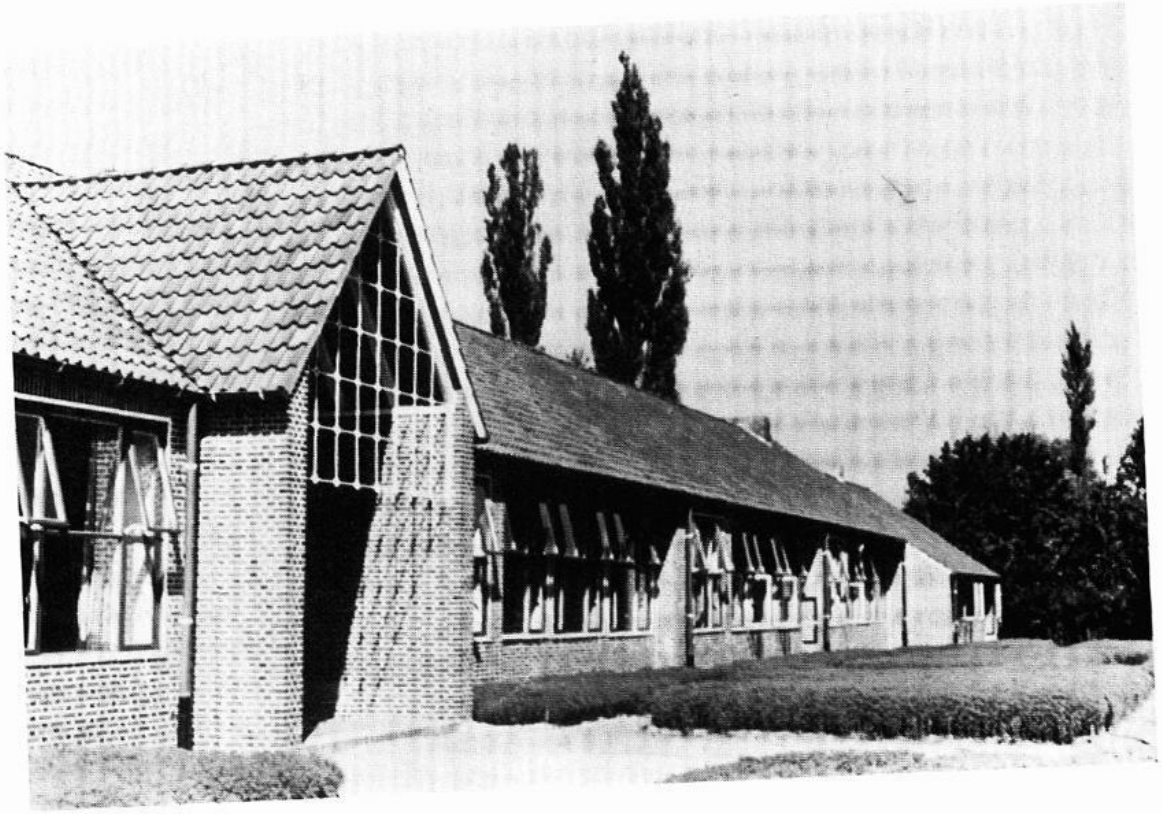
1. Hauptschule mit Orientierungsstufe Cappeln
2. Grundschule Cappeln
3. Grundschule Sevelten-Elsten

1. Hauptschule mit Orientierungsstufe Cappeln
Schulleiter: Rektor Manfred Plog
Stellvert.: Konrektor Günter Suhrenbrock
Stufenleiter der Orientierungsstufe: Ludger Averbeck
Cappeln, Tel. 04478-323

Aus der Schulchronik
In einem Visitationsbericht von 1652 heißt es: „Schulen sind nicht vorhanden, aber der Herr Pastor selbst unterrichtet im Winter etwas die Jugend."
Pastor Beitelmann (1659-1680) schreibt: „Der Küster Hermann Rape ist 48 Jahre alt. Er hat so viel Arbeit mit seinem Acker, daß er mit diesem mehr als mit seinem Küster- und Lehrerdienst sich beschäftigt. . ." Etwa um 1680 muß also die erste Schule eingerichtet worden sein. Im Jahre 1703 ist Arnold Gerhard Koopmann als Lehrer in Cappeln tätig, er klagt, daß seine Schule für 40 Kinder zu klein sei und er keine rechte Lagerstätte darin habe. Als Overberg 1784 die Schule in Cappeln besucht, vermerkt er u. a.: „Das Schulgebäude ist noch brauchbar, es ist auch eine Schreibbank darin . . . Schulzeit nur im Winter, Kinder mindestens 36 . . . Einkünfte von jedem Kind $^1/_4$ Rthr. Lehrstücke Religion, Lesen, Schreiben. Von der Rechenkunst versteht der Lehrer die 4 Spezies . . . Notanda: Die Kinder fand ich im Lesen und Schreiben ziemlich, in der Religion aber sehr gut unterwiesen . . ."

Zweiklassige Volksschule Cappeln von 1902

Landesbibliothek Oldenburg



Vierklassige Volksschule Cappeln von 1954

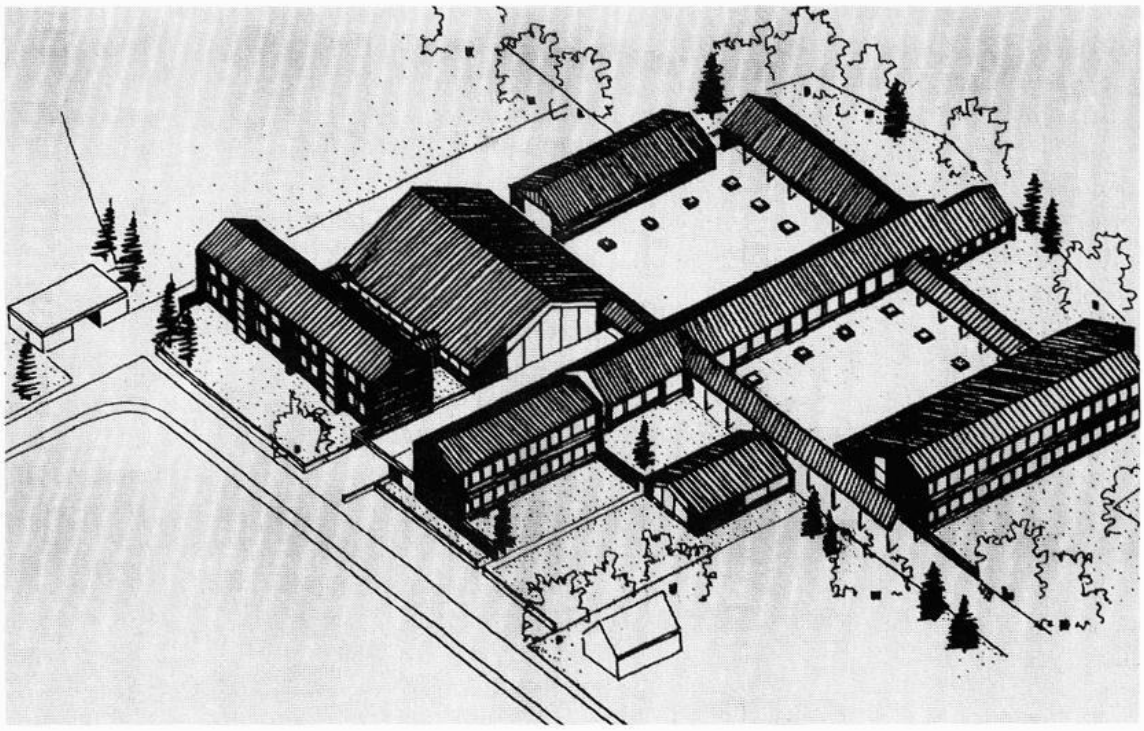
Grundschultrakt Cappeln von 1972.

Landesbibliothek Oldenburg

In einem Bericht von 1815 wird von einer Schule im Küstereigarten westlich des Brinkes (frühere Kaplanei) gesprochen, sie wird „Schulstube" genannt (Schule und Lehrerwohnung).
Am 8. Januar 1821 wird auf der Südseite des Brinkes (heute Wohn- und Geschäftshaus Jaspers-Vorwerk) eine neue einklassige Schule mit Lehrerwohnung eingeweiht. Dieses Gebäude brennt 1837 bis auf die Grundmauern ab, die Brandursache konnte nicht ermittelt werden. Am gleichen Platz wird ein neues Schulgebäude errichtet. Während der Bauarbeiten findet auf der „Upkaomer" in der Küsterei der Unterricht statt.
Die Schule ist bis 1902 einklassig. In diesem Jahr läßt die Schulacht Cappeln-Bokel eine neue zweiklassige Schule und Lehrerwohnung errichten auf einem Grundstück des Zellers Meyer (heute Wohnhaus und Praxis von Zahnarzt Dr. Bullermann und Jugendheim „Treffpunkt").
Am 27. Juni 1954 wird die neue vierklassige Schule (heutiger Standort) eingeweiht, die einen Kostenaufwand von 206 000,- DM erforderte. Sie gilt in eingeschossiger Bauweise als moderne Landschule. Nach Einführung des 9. Pflichtschuljahres wird 1965 ein zweigeschossiger Erweiterungsbau (2 Klassen, Lehrküche, Physikraum) angefügt. Auf Grund der Schulreformen in den 70er Jahren erfolgt ein weiterer großer Ausbau der Schule zur zweizügigen Mittelpunktschule. Im 5. und 6. Schuljahr werden die Förderklassen eingerichtet, die mit der Fremdsprache Englisch auf die weiterführenden Schule vorbereiten sollen (Haupt-, Realschule und Gymnasium). Am 15. Mai 1972 sind folgende Baumaßnahmen fertiggestellt: Der achtklassige Grundschultrakt, der zehnklassige Hauptschultrakt, 8 Sonderräume (Fachräume), Mehrzweckhalle, Verwaltungsgebäude, Toiletten- und Nebenräume (Kosten: 1 750 000 DM). Am 15. Mai erfolgt die feierliche Einweihung und Übergabe des neuen Schulzentrums durch Bürgermeister August Kokenge an Schulleiter Franz Dwertmann. Die Schule hat 1972 19 Klassen mit 562 Schüler und 21 Lehrpersonen.
Am 1. 8. 1974 wird in Niedersachsen die Orientierungsstufe eingeführt. Da sie mindestens 6zügig geführt werden soll, schließen sich die Gemeinden Emstek und Cappeln zu einem Schulverbund zusammen. Die Schüler des 5. und 6. Schuljahres aus beiden Gemeinden besuchen die Orientierungsstufe Emstek und die Schüler des 7. bis 9. Schuljahres die Hauptschule Cappeln. Aus Platzmangel müssen die Schüler aus Sevelten, Elsten, Warnstedt und Nutteln die Orientierungsstufe bzw. Hauptschule im Schulzentrum am Cappelner Damm in Cloppenburg besuchen. Der Schülertransport wird mit Schulbussen durchgeführt.
Am 1. Februar 1975 wird die Grundschule Cappeln selbstständig, und am 2. 2. 1976 übernimmt Rektor Wiegel die Leitung dieser Schule. Nach der Pensionierung von Rektor Kletschke übernimmt Rektor Dwertmann die Leitung der gesamten Hauptschule mit Orientierungsstufe Emstek-Cappeln. Sie umfaßt: Orientierungsstufe 17 Klassen und 513 Schüler, Hauptschule 18 Klassen und 564 Schüler, insgesamt 36 Klassen mit 1077 Schülern. Nach der Pensionierung von Rektor Franz Dwertmann werden die beiden Schulen Emstek und Cappeln wieder getrennt und erhalten eigene Schulleiter. Neuer Schulleiter in Cappeln wird Manfred Plog, Schülerzahl der Hauptschule Cappeln 1978 423 mit 24 Lehrpersonen.

Landesbibliothek Oldenburg

Das 1972 fertiggestellte Hauptschulgebäude im Schulzentrum Cappeln



Übersicht über die seit 1972 bestehende Schulanlage (Arch. Rohling)

Landesbibliothek Oldenburg

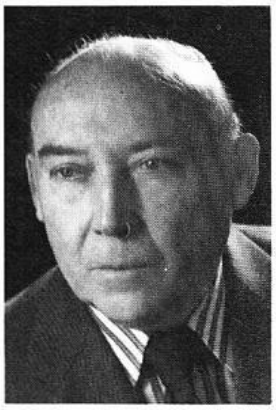
Auf dem Schulgelände wird 1976 eine Turnhalle errichtet. Mit Wirkung vom 1. 8. 1981 wird das Schulverbundsystem Emstek-Cappeln aufgehoben. Beide Schulen erhalten eine eigene Orientierungsstufe und Hauptschule. Im Jahre 1984 hat diese Schule in Cappeln zwölf Klassen (drei- bzw. zweizügig).

Schulleiter der Schule Cappeln

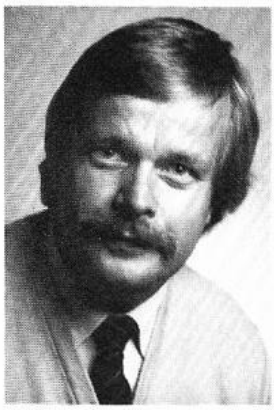
1655 Pfarrer des Kirchspiels, 1669 Hermann Rape, 1682 Arnold Koopmann, 1694 Arnold Rape, 1700 Heinrich Osterling, 1703 Arnold Gerhard Koopmann, 1744 Hermann Heinrich Rape, 1752 - 1782 Heinrich Wilhelm Kösters, 1782 - 1811 Georg Heinrich Kösters, 1811 - 1857 Joseph Kösters, 1857 -1870 Heinrich Beckermann, 1870 - 1888 Georg Niemöller, 1888 - 1904 Christoph Kreymborg, 1904 - 1932 August Gerken (zweiklassig), 1932 - 1958 Theodor Block, 1958 - 1959 Hubert Rießelmann (Vertretung), 1959 - 1978 Franz Dwertmann, 1978 - a. m. a. Manfred Plog.

Hauptlehrer August Gerken 1904 bis 1932

Hauptlehrer Theodor Block 1932 bis 1958



Rektor Franz Dwertmann 1959 bis 1978



Rektor Manfred Plog 1978 - jetzt

Das Lehrerkollegium der Hauptschule mit Orientierungsstufe Cappeln.

Landesbibliothek Oldenburg

Das Lehrerkollegium der Hauptschule mit Orientierungsstufe Cappeln 1984 (Angaben in Klammern: Familienname und Jahr des Beginns der Anstellung an dieser Schule).
Alfers, Gisela (Stuke, 1966); Averbeck, Ludger (Stufenleiter, 1972); Dwertmann, Maria (Diekhaus, 1972); Klammer, Gerhard (1973); Malzbender, Hildulf (1978); Münzebrock, Ursula (Möller, 1972); Ovelgönne, Hildegard (Voet, 1973); Plog, Manfred (Rektor, 1978); Pohlmann, Hermann (1975); Pranger, Andreas (1983); Rolfmeyer, Maria (1969); Suhrenbrock, Günter (Konrektor 1983); Suhrenbrock, Hildegard (Ostermann, 1974); Tepe, Walter (1971); Voet, Gustav (1970); Winhuysen, Marianne (Punte, 1970); Arkenau, Maria (Macke, 1984); Barsch, Walter-Georg (Katechet, 1980); Sander, Heinrich (Kath. Pfarrer, 1974).

2. Die Grundschule Cappeln
Schulleiter: Rektor Gerhard Wiegel
Stellvertreter: Konrektor Theodor Bäker

4598 Cappeln, Tel. 04478-390

Aus der Schulchronik
Seit Bestehen einer Schule in Cappeln sind Grund- und Hauptschule (Ober- und Unterklasse) miteinander verbunden (bis 1902 einklassig, dann zweiklassig). Nach dem 2. Weltkrieg steigen die Schülerzahlen aufgrund des Zuzugs der Vertriebenen der geburtenstarken Jahrgänge und infolge der Aufhebung der Bauernschaftsschulen immer stärker an. So wird 1975 die Grundschule Cappeln eine selbständige Schule. Ab 1. 8. 1975 erfolgt der Unterricht zweizügig im 1. bis 4. Schuljahr. 8 Lehrpersonen unterrichten diese 8 Klassen: Gisela Stopik, Jutta Voet, Doris Osterbrink, Anna Bokern, Helene Klostermann, Theodor Bäker, Dorothea Kokenge, Elisabeth Reinke. Mit der Leitung der Schule ist zunächst vertretungsweise Konrektor Theodor Bäker beauftragt. Am 2. 2. 1976 übernimmt Rektor Gerhard Wiegel die Leitung der Grundschule.
Wegen Renovierung der Pfarrkirche findet der kath. Gottesdienst vom 25. 1. 1978 bis 10. 10. 1978 in der Mehrzweckhalle der Grundschule statt.
Die Schule nimmt 1978 am Wettbewerb der Raiffeisen- und Volksbanken teil „Entdeckt Europa". Zu den Siegern gehört Renate Jost, die einen großen Europaflug gewinnt.
Am 26. 6. 1979 feiert die Schule ein Schulfest. Der Reingewinn von 3000,- DM wird an Weihbischof Dr. A. Thannikot aus Indien übergeben.
Mit großer Eigenleistung wird der Schulhof 1980 neu gestaltet.
Am 1. 10. 1981 verabschiedet sich Pater Dr. Hilary mit einem Dankgottesdienst in der Pausenhalle. Als Geschenk erhält er eine Kleinorgel. Er kehrt in seine afrikanische Heimat Nigeria zurück.
In den Sportabzeichenwettbewerben von 1981, 1982 und 1983 schneidet die Grundschule Cappeln besonders erfolgreich ab. 1983 geht sie als Sieger aus 48 Teilnehmern hervor, die Siegerehrung findet im oldenburgischen Landtagsgebäude statt.
Trotz Geburtenrückganges erscheint die Zweizügigkeit der Schule in nächster Zeit durch den Zuzug junger Familien in die Gemeinde gesichert. Die Schule führt heute 8 Klassen mit 199 Schülern.

Landesbibliothek Oldenburg

Das Lehrerkollegium der Grundschule Cappeln 1984

(Angaben in Klammern: Familienname und Jahr des Beginns der Anstellung an dieser Schule).
Bäker, Theodor (Konrektor, 1963) Bokern, Anna (1962); Klostermann, Helene (Dinklage, 1972); Kokenge, Dorothea (Scheper, 1974); Osterbrink, Doris (Bahlmann, 1963); Stopik, Gisela (Böckmann, 1973); Voet, Jutta (Sandmann, 1969); Wiegel, Gerhard (Rektor, 1976); Haas, Martin (Ev. Pastor, 1979).

3. Grundschule Sevelten-Elsten

Schulleiter: Rektor Johannes Lukassen
Stellvertreter: Lehrer Gerhad Weß, Sevelten

4598 Cappeln, Tel. 04477-391

Aus der Schulchronik
Nach Auflösung der Bauernschaftsschulen in der Gemeinde Cappeln schließen sich die beiden Schulen Sevelten und Elsten zu einer neuen Schulgemeinschaft Sevelten-Elsten zusammen. So bleiben sie als Grundschule erhalten. Als Leiter dieser Schule wird Rektor Johannes Lukassen, bisheriger Leiter der Schule Elsten, eingesetzt. Zum Einzugsbereich gehören auch die Kinder aus den ehemaligen Schulbezirken Warnstedt (aufgelöst 1970) und Nutteln (aufgelöst 1962). Im Jahr 1984 unterrichten 7 Lehrpersonen 8 Klassen. Im Schulgebäude Sevelten sind das 1. und 2. Schuljahr, im Schulgebäude Elsten das 3. und 4. Schuljahr untergebracht.
1983 feiert die Grundschule Sevelten-Elsten anläßlich des 10jährigen Bestehens ein großes Schulfest.

Die Chronik der Schule Sevelten
Um 1700 wird in der Wohnung des jeweils von der Bauerschaft eingesetzten Lehrers unterrichtet. 1750 wird auf dem Kapellengrund (nördl. der Kirche) das erste Schulgebäude errichtet (Fachwerk mit Strohdach). 1829 erhält Sevelten

Landesbibliothek Oldenburg

das zweite Schulhaus (Klassenraum und Wohnung) südöstlich der Kirche. Es wird 1885 um einen zweiten Klassenraum erweitert. Dieses Schulgebäude erwirbt die Sevelter Kapellengemeinde, nachdem das heutige Schulgebäude im Jahre 1914 (Lehrerwohnung und 2 Klassen) neben der alten Kirche errichtet worden ist.

Schulleiter:
Johann Suden 1703-1747, Theodor Heinrich Suden 1747-1802, Christian Dolthofen 1802-1803, Hermann Heinrich Cramer 1803-1843, Heinrich Ferd. Cramer 1844 -1847, Joseph Kösters 1847-1848, Johann Bernd Marisken 1848-1849, Gerhard Bernhard Klostermann 1849-1882, Johann Hermann Eilers 1882-1912, Georg Lamping 1912-1913, Franz Ostendorf 1913-1927, Georg gr. Holthaus 1927-1945, Julius Backhaus 1946-1963, Ludwig Otten 1963-1973.

Hauptlehrer Franz Ostendorf 1913 bis 1927

Hauptlehrer Georg gr. Holthaus 1927 bis 1945

Hauptlehrer Julius Backhaus 1946 bis 1963

Hauptlehrer Ludwig Otten 1963 bis 1973

Schule Sevelten-Elsten (hier Sevelten)
Schule und Lehrerwohnung werden im Jahre 1914 errichtet.

Landesbibliothek Oldenburg

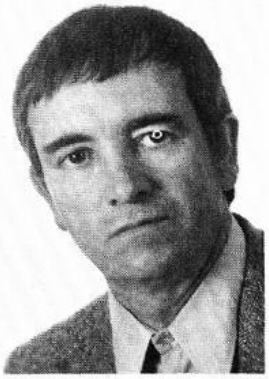
Die Chronik der Schule Elsten

Schon bald nach dem 30jährigen Krieg wird von einem Schulunterricht in Elsten berichtet. Nach einem Visitationsbericht hält 1694 Werner Haneklau dort Schule. Ein erstes Schulgebäude wird in der Nähe der alten Kirche errichtet, von dem Overberg in seinem Visitationsbericht von 1784 behauptet, daß es noch brauchbar sei. Im Jahre 1837 baut man auf dem heutigen Schulgelände ein neues Schulgebäude (Klasse und Wohnung). Die heutige Schule ist das dritte Schulgebäude in Elsten „in einem gefälligen der Landschaft gut angepaßten Baustile" (Reinke, Wanderungen). Nach dem 2. Weltkrieg im Jahre 1958 wird eine neue Lehrerwohnung geschaffen. 1964 erfolgt eine Erweiterung und Modernisierung der Schule (4 Klassen).

Hauptlehrer Gerhard Markus 1895 bis 1924

Hauptlehrer Johannes Schraad 1924 bis 1948

Hauptlehrer Otto Fennen 1948 bis 1958



Hauptlehrer Johannes Lukassen 1960 bis 1973

Schule Sevelten-Elsten (hier Elsten)
Das vordere Gebäude wird 1837, das hintere 1964 errichtet.

Landesbibliothek Oldenburg

Schulleiter:
Borchert Averesch um 1682, Werner Haneklau um 1694, Otto Meier um 1765, Johann Meier um 1784, Kaißer um 1837, Johann Friedrich Fangmann 1856-1878 Stubbemann 1878-1895, Gerhard Markus 1895-1924, Johannes Schraad 1924-1948, Otto Fennen 1948-1958, Johannes Lukassen 1960-1973.

Das Lehrerkollegium der Grundschule Sevelten-Elsten im Jahre 1984.

Das Lehrerkollegium der Grundschule Sevelten-Elsten
(Angabe in Klammern: Familienname und Jahr des Beginns an dieser Schule)
Echtermann, Ursula (1972); Heide, Agnes (Nordlohne, 1973); Lukassen, Johannes (Rektor, 1960); Sieve, Hildegard (Holling, 1983); Sieverding, Gertrud (Rießelmann, 1984); Thoben, Gabriele (Deux, 1981); Weß, Gerhard (1959).

Aufgelöste Schulen der Gemeinde Cappeln
In der Gemeinde Cappeln wurden folgende Bauerschaftsschulen aufgelöst:
Nutteln (1961); Tenstedt (1969); Warnstedt (1970); Sevelten (1973); Elsten (1973); Schwichteler (1977).
(s. Dwertmann: „Das große Sterben der kleinen Schulen")

Pensionierte Lehrer, die in der Gemeinde Cappeln wohnen
1. Rektor a. D. Dwertmann, Franz (in Cappeln seit 1959)
2. Hauptlehrer a. D. Bullermann, Josef (in Schwichteler seit 1945)

Landesbibliothek Oldenburg

Schulkonferenz aller Lehrpersonen der Gemeinde Cappeln im Jahre 1955.

Auszug aus dem Lehrerverzeichnis des Oldenburger Münsterlandes
(Lehrer der Gemeinde Cappeln 1984)

Name, Vorname	Amts-bezeichnung	Konf.	geboren	Ausbildung wo? wann?	Jetzige Anstellung Ort und Schule	seit wann?
Alfers, Gisela (Stuke)	Ln	r. k.	27. 07. 41	Vechta 1962-1965	HS+OS	Cappeln 1966
Arkenau, Maria (Macke)	Ln	r. k.	10. 06. 55	Vechta 1975-1978	HS+OS	Cappeln 1984
Averbeck, Ludger	StL	r. k.	15. 12. 45	Vechta 1969-1972	HS+OS	Cappeln 1972
Bäker, Theodor	KR	r. k.	23. 03. 25	Vechta 1956-1958	GS	Cappeln 1963
Bokern, Anna	Ln i. A.	r. k.	15. 02. 20	Aush. L.-Ausb. 1961	GS	Cappeln 1962
Dwertmann, Maria (Diekhaus)	Ln i. A.	r. k.	29. 08. 45	Gymn. Sch. 1966-1968 Bad Rothenfelde	HS+OS	Cappeln 1977
Echtermann, Ursula	Ln	r. k.	25. 08. 50	Vechta 1969-1972	GS	Sevelten-Elsten 72
Heide, Agnes (Nordlohne)	Ln	r. k.	07. 11. 48	Vechta 1968-1970	GS	Sevelten-Elsten 73
Klamer, Gerhard	L	r. k.	13. 09. 41	Vechta 1961-1964	HS+OS	Cappeln 1973
Klostermann, Helene (Dinklage)	Ln	r. k.	18. 12. 48	Vechta 1969-1972	GS	Cappeln 1972
Kokenge, Dorothea (Scheper)	Ln	r. k.	14. 10. 50	Vechta 1971-1973	GS	Cappeln 1974
Lukassen, Johannse	R	r. k.	12. 07. 27	Vechta 1949-1951	GS	Sevelten-Elsten 73
Malzbender, Hildulf	L	r. k.	28. 10. 40	Vechta 1965-1968	HS+OS	Cappeln 1978
Münzebrock, Ursula (Möller)	Ln	r. k.	06. 05. 47	Vechta 1968-1970	HS-OS	Cappeln 1972
Osterbrink, Doris (Bahlmann)	Ln	r. k.	02. 04. 40	Vechta 1960-1963	GS	Cappeln 1963
Ovelgönne, Hildegard (Voet)	Ln i. A.	r. k.	30. 05. 48	Cloppenb. 1966-1970	HS+OS	Cappeln 1973
Plog, Manfred	R	r. k.	28. 02. 47	Vechta 1968-1971	HS+OS	Cappeln 1978
Pohlmann, Hermann	L	r. k.	15. 07. 49	Vechta 1970-1973	HS+OS	Cappeln 1975
Pranger, Andreas	L. A.	r. k.	07. 11. 59	Vechta 1980-1983	HS+OS	Cappeln 1983
Rolfmeyer, Maria	Ln	r. k.	05. 10. 36	PH Paderborn 58-60	HS+OS	Cappeln 1968
Sieve, Hildegard (Holling)	Ln	r. k.	26. 05. 40	Vechta 1971-1973	GS	Sevelten-Elsten 83
Sieverding, Gertr. (Rießelmann)	Ln	r. k.	20. 10. 49	Münster 1969-1972	GS	Sevelten-Elsten 84
Suhrenbrock, Hildegard (Ostermann)	Ln i. A.	r. k.	28. 10. 53	Gymn. Sch. Oldenb. 1972-1974	HS+OS	Cappeln 1974
Suhrenbrock, Günter	KR	r. k.	06. 03. 53	PH Oldbg. 1972-1975	HS+OS	Cappeln 1983
Stopik, Gisela (Böckmann)	Ln	r. k.	30. 04. 40	Vechta 1960-1963	GS	Cappeln 1973
Tepe, Walter	L	r. k.	04. 12.	Vechta 1968-1971	HS+OS	Cappeln 1971
Thoben, Gabriele (Deux)	Ln	r. k.	08. 02. 55	Uni Oldbg. 1974-1979	GS	Sevelten-Elsten 81
Voet, Jutta (Sandmann)	Ln	r. k.	12. 03. 47	Vechta 1966-1969	GS	Cappeln 1969
Voet, Gustav	L	r. k.	27. 11. 43	Vechta 1965-1968	HS+OS	Cappeln 1970
Weß, Gerhard	L	r. k.	12. 12. 28	Vechta 1949-1951	GS	Sevelten-Elsten 73
Wiegel, Gerhard	R	r. k.	05. 01. 37	Vechta 1961-1964	GS	Cappeln 1976
Winhuysen, Marianne (Punte)	Ln	r. k.	03. 12. 47	Vechta 1968-1970	HS+OS	Cappeln 1970

Landesbibliothek Oldenburg

Heimat und plattdeutsche Sprache

Mit Bemerkungen zum Oldenburger Münsterland

Von Karl Hackstette

Lange Zeit schien es so, als ob die in der Überschrift genannten Ausdrücke „Heimat" und „plattdeutsche Sprache" mehr und mehr in Vergessenheit geraten würden. Doch das ist in den letzten Jahren anders geworden. Man interessiert sich wieder für den Heimatbegriff und für den Heimatgedanken – sogar der Intellektuelle. Für ihn war dieser Begriff lange Zeit verbunden mit Kleinbürgerlichkeit, Intoleranz und sozialer Enge. Außerdem schreckte ihn die Ideologieanfälligkeit der Rede von Heimatliebe und Heimattreue ab: Eine gewissermaßen von oben verordnete Liebe und Treue zur Heimat verspricht dem einzelnen Menschen Geborgenheit und die Befriedigung seiner Suche nach Identität mit einem von ihm mitgestaltbaren Lebensraum; dafür wird die untertänige Einordnung in die „Volksgemeinschaft" und eine das herrschende Gesellschaftssystem bejahende, unkritische Unterwürfigkeit verlangt. Diese für die totalitäre Staatsform charakteristische Heimatideologie war eine wichtige Säule im nationalsozialistischen Herrschaftssystem.[1] Ebenso abstoßend war für viele, daß über die ideologisch eingesetzten Begriffe „Heimatliebe", „Heimattreue" und „Vaterlandsliebe", „Vaterlandstreue" eine nationalistische und militaristische Gesinnung mit der latenten oder unverhüllten Tendenz zum Rassismus entfacht werden konnte. Diese Gefahren, die ich hier nicht ausführlicher erörtern will, müssen auch heute gesehen und bedacht werden.

Um so wunderlicher mag es da erscheinen, daß „Heimat" heute nahezu ein Protestbegriff geworden ist. Die Hinwendung zur kleinen, überschaubaren Region, zu einem Lebensraum, in dem man sich heimisch fühlen kann, hat eine intensive gesellschaftskritische Motivation. Etwa gleichzeitig mit dem Aufkommen von Bürgerinitiativen und ökologischen Bewegungen am Anfang der siebziger Jahre wurde der Drang vieler Menschen nach Heimat geweckt. Als heimatgebender Raum wurde vor allem das Dorf wiederentdeckt, das Dorf als soziale und „ökologische Nische".[2] Die „Unwirtlichkeit der Städte"[3], besonders der sogenannten Trabantenstädte, ließ und läßt keine Identifizierungsmöglichkeiten mehr zu. Für eine diese Möglichkeiten bietende Heimatlichkeit kam zunächst das Dorf in Frage, da hier die Umweltbelastungen (z. B. Luftverschmutzung und Straßenlärm) noch nicht so groß waren (was sich ja inzwischen etwas geändert hat; man braucht da nur die Stichwörter „Waldsterben" und „Grundwasserverseuchung" zu nennen). Zum andern wurden mit „Dorf" die Vorstellungen eines aktiven, sozialen Lebens, von Nachbarschaft und Naturnähe verbunden. „Stadt", das bedeutete „Betonlandschaft" und Anonymität. Aber mittlerweile ist man bestrebt, auch das urbane Leben wieder aufzuwerten. Ina-Maria Greverus schreibt dazu in ihrem sehr lesenswerten Buch:

> *„Was unsere Dorfbewohner (. . .) vielleicht noch sehr ‚unbewußt' artikuliert haben, muß im Zusammenhang einer alle fortgeschrittenen Industriestaaten erfassenden ‚Bewegung' gesehen werden, die jene Gegenseitigkeit der Menschen-Umweltbeziehungen (. . .) zurückgewinnen und so ‚Heimat' geben*

Landesbibliothek Oldenburg

will. Daß diese Bewegungen nicht nur auf das Dorf als ‚ökologische Nische' zielen, sondern ebenso städtische Quartiere meinen (. . .), zeigt deutlich, daß Heimat hier nicht Dorfidylle, sondern die Neuordnung unserer bewohnten Umwelt überhaupt in Gemeinden als Gemeinschaften meint."[4)]

Begleitet und gefördert wird die Suche nach Heimat von einer bis heute weiterhin andauernden „Kulturstimmung", die mit dem Modewort „Nostalgie" bezeichnet wird.[5)] Unter „Nostalgie" versteht man die etwas schwärmerische, romantisierende, ja bisweilen mit Schmerz über Verlorenes verbundene Rückwendung zur „guten, alten Zeit". Frühere Zeiten werden verklärt und verherrlicht: „Damals war alles viel schöner und unproblematischer." In der Medizin bedeutet „Nostalgie" Heimweh. So verstanden wäre unsere nostalgische Kulturstimmung der wehmütige Ausdruck heimwehkranker Menschen; und das ist vielleicht gar nicht so abwegig. Nun muß man aber ganz nüchtern sehen, daß die sogenannte Nostalgiewelle ebenfalls am Anfang der siebziger Jahre aufkam, als die Rede von den „Grenzen des Wachstums"[6)], von einer möglichen ökologischen Katastrophe, lauter und eindringlicher wurde. Für viele wurde (und wird) die Gegenwart immer bedrückender und undurchschaubarer. Nostalgie lebt von der Unzufriedenheit mit der Gegenwart und bedeutet das Zurückstreben in eine „heile Welt." Bedenklich wird Nostalgie, wenn sie aus Mangel an Kritikfähigkeit, Phantasie und Tatkraft ein Klima der Resignation schafft, wenn sie eine allgemeine pessimistische Grundstimmung erzeugt. Angesichts der Gegenwartsprobleme wäre das besonders schädlich, und diejenigen, die eine solche Stimmung fördern, handeln verantwortungslos.

Doch man sollte die positiven Auswirkungen der Nostalgiewelle nicht vergessen. Das wiedererwachte Heimatbewußtsein gehört dazu. Aber was macht eigentlich dieses Heimatbewußtsein aus? Sich seiner Heimat bewußt sein, das heißt vor allem auch: sich auf die „Quellen unseres Lebens"[7)] zurückbesinnen, welche für jedes Individuum in seiner seelischen und sozialen Entwicklung ganz entscheidend wichtig sind. Elternhaus, die dörfliche oder städtische Umgebung, die Nachbarn, die ersten Spielgefährten, die Schule; das sind nur einige Stichwörter, die eine prägende Bedeutung haben für die Persönlichkeitsentwicklung eines jeden Menschen. Deshalb ist die Heimat als Wiege des Lebens der eigentliche Nährboden für die Entfaltung und das Selbstverständnis, für die unverwechselbare Lebensgeschichte eines Individuums. Seine persönliche Identität, die sich in der im Bewußtsein von sich selbst erlebten Einheit der Person ausdrückt, und seine soziale Identität, die sich in der Zugehörigkeit zu verschiedenen Bezugsgruppen äußert[8)], werden besonders unter dem Einfluß der heimatlichen Umgebung herausgebildet und mit einer ganz bestimmten Eigenart versehen. Heimatbewußtsein – das ist das Wissen um die Wichtigkeit unserer „Herkunftswelt", mit der wir uns identifizieren und wodurch wir uns individuell oder auch kollektiv von anderen mit anderen Herkunftswelten unterscheiden.[9)]

In der „Philosophie des Regionalismus" ist der Ausdruck „Identität" von zentraler Bedeutung; nicht nur hinsichtlich der Selbstfindung und Persönlichkeitsentwicklung eines Menschen oder des Zusammengehörigkeitsgefühls einer Gruppe, sondern auch für die Identifizierbarkeit und Unverwechselbarkeit einer ganzen Gegend oder Landschaft. Man spricht deshalb von der Identität einer Region und meint damit, daß hier bestimmte Strukturen und Lebensformen entstanden sind, die ihr ein einheitliches und auch einzigartiges Gepräge geben. Dadurch unterscheidet sie sich von anderen Regionen.

Landesbibliothek Oldenburg

Die Unterscheidbarkeit von Regionen wird durch die Namensgebung fixiert: Eine als Einheit begriffene Region hat einen Namen, genauer: einen Eigennamen. Damit wird auf ein individuell Gegebenes hingewiesen und eindeutig identifizierbar gemacht.[10] Mit dem Namen einer Region verbindet sich aber noch mehr. Als Bezeichnung für die heimatliche Region oder für den Heimatort kann der Name besondere Gefühle der Verbundenheit und Vertrautheit stiften. Die Bevölkerung identifiziert sich mit dem Namen ihres Heimatortes oder der heimatlichen Umgebung.[11]

Die Benennung einer Region hat zudem häufig eine historisch erklärbare Bedeutung. Das ist auch bei dem Namen „Oldenburger Münsterland" der Fall. Er deutet auf die Entstehungsgeschichte dieser Region hin. In seinem 1982 veröffentlichten Buch „Zur historischen Identität des Oldenburger Münsterlandes" gibt Joachim Kuropka einen Überblick über die Geschichte dieser Landschaft.[12] Kuropka führt darin aus, daß das Oldenburger Münsterland – die heutigen Landkreise Cloppenburg und Vechta – seine historischen Bezugspunkte in Münster und Oldenburg hat. Die beiden Kreise gehörten jahrhundertelang zum sogenannten Niederstift Münster: Vechta seit 1252 und Cloppenburg seit 1400. Im Jahre 1803 wurden beide dem Herzogtum Oldenburg angegliedert.[13] Kuropka:

> *„Seit 1803 waren also die Voraussetzungen dafür gegeben, daß ein ‚Oldenburger Münsterland' entstehen konnte. Die jahrhundertelange politische, politisch-kirchliche und kirchliche Verbindung zu Münster, die heute noch andauert, hat ebenso eine gewisse Prägung mit sich gebracht, wie auch die weitere Zugehörigkeit zu Oldenburg. Es entstand das, was sich mit dem Begriff einer eigenen Identität umschreiben läßt, die sich aber doch erst in den letzten eineinhalb Jahrhunderten ausbilden konnte."*[14]

Im Oldenburger Münsterland war es vor allem, wie Joachim Kuropka zeigt, das Bekenntnis zum katholischen Glauben, das die Entstehung eigener Identität bewirkte. Zwei ausgewählte Beispiele mögen das bestätigen:

1. Nach dem Abzug der Schweden aus der Festung Vechta 1654 konnte die Rekatholisierung des zuvor protestantischen Münsterlandes erfolgreich abgeschlossen werden. Noch heute erinnert die Himmelfahrtsprozession in Vechta sowie die Prozession am Mariä-Geburts-Tag in Cloppenburg daran.[15]
2. Während des Dritten Reiches wurde erfolgreich um die Erhaltung des Kreuzes in den Schulen gekämpft, und man setzte sich mutig für die Bewahrung der katholischen Bekenntnisschule ein.[16]

Aber hier soll dieser Aspekt der Identitätsstiftung nicht weiter verfolgt werden, sondern vielmehr auf die Bedeutung der Sprache eingegangen werden. Es ist offensichtlich, daß gerade der Sprache als Muttersprache, als Heimatsprache eine entscheidende Funktion im Hinblick auf die Entwicklung eigener Identität zukommt. Die Muttersprache ist prägend für die Entfaltung des Denkens und der Phantasie. Sprache ist für uns zuallererst Muttersprache. Um es in der etwas eigenwilligen Diktion des 1976 verstorbenen Philosophen Martin Heidegger auszudrücken:

> *„Sprache ist, aus ihrem Walten und Wesen gesprochen, jeweils Sprache einer Heimat, Sprache, die einheimisch erwacht und im Zuhause des Elternhauses spricht. Sprache ist Sprache als Muttersprache."*[17]

Landesbibliothek Oldenburg

Die Sprache hat ihren Ursprung im Dialekt. Statt Dialekt sagen wir auch Mundart. Aber der Ausdruck „Mundart" bezeichnet die lautliche Seite des Sprechens, den Klangcharakter der Sprache. Ich nehme damit wiederum einen Gedanken von Heidegger auf, der darauf hinweist, daß das Fremdwort „Dialekt" eigentlich mehr sage als „Mundart", wenn man es nur bedachtsam genug verwende. „Dialekt" stammt von der altgriechischen Vokabel „ διαλέγειν " (dialegein) ab, was ursprünglich „auslesen" bedeutet. In der Passivform hat das Verb dann die für unser Verständnis von „Dialekt" näher liegenden Bedeutungen „miteinander sprechen", „sich unterhalten" angenommen, und erst zusammen mit der Bedeutung „auslesen" ergibt sich daraus nach Heidegger der eigentliche Sinn von „Dialekt" als ein „auserlesenes, je besonderes Miteinandersprechen".[18] Trotzdem gebrauchen wir die Ausdrücke „Dialekt" und „Mundart" in der Regel gleichbedeutend und sehen davon ab, daß „Mundart" sich auf die Lautgestalt der Sprache, „Dialekt" sich auf etwas Inhaltliches bezieht. Das macht auch Heidegger, wenn er sagt:

> *„Im Dialekt wurzelt das Sprachwesen. In ihm wurzelt auch, wenn die Mundart die Sprache der Mutter ist, das Heimische des Zuhaus, die Heimat. Die Mundart ist nicht nur die Sprache der Mutter, sondern zugleich und zuvor die Mutter der Sprache."*[19]

In der heutigen Sprachwissenschaft (oder Linguistik) versucht man, den Dialekt als eine besondere sprachliche Existenzform zu bestimmen und von anderen Sprachformen abzugrenzen. So unterscheidet Dieter Stellmacher drei grundlegende sprachliche Existenzformen im Deutschen: die Standardsprache, den Dialekt und die Sondersprache.[20] Die Standardsprache besitzt eine überregionale und allgemeine Geltung, eine geregelte Grammatik und Rechtschreibung sowie „kommunikative Komplettheit", worunter die Fähigkeit verstanden wird, „von der Thematik her mit den eigenen sprachlichen Mitteln alles auszudrücken, (...)".[21] Der Dialekt ist im Vergleich zur Standardsprache regional begrenzt. Daher ist auch die Bezeichnung „Regionalsprache" gebräuchlich. Stellmacher sieht den Dialekt als „soziale Nahsprache" an. Sie gebe dem Sprecher das Gefühl sozialer Nähe, Geborgenheit und Heimat.[22] Zur Sondersprache, auf die ich hier nicht näher eingehen will, zählt Stellmacher die Fach- und Gruppensprachen.[23] Das Plattdeutsche ist die eigentliche Muttersprache, die ursprüngliche Heimatsprache im Oldenburger Münsterland.[24] Die wechselvolle Geschichte dieser Sprache stellt Willy Sanders in seinem sehr informativen Buch „Sachsensprache, Hansesprache, Plattdeutsch" dar. Er beschreibt darin ihre Entwicklung von der langsamen „Eindeutschung" der alten Sachsensprache mit Beginn des 9. Jahrhunderts über die sogenannte Hansesprache, die als „internationale" Schriftsprache im späten 14. und im 15. Jahrhundert den Höhepunkt in der Geschichte des Niederdeutschen bildet, bis zu den heutigen plattdeutschen Mundarten, in denen die ursprüngliche Sprache des norddeutschen Raumes in stetiger Konkurrenz mit der dominierenden hochdeutschen Schrift- und Standardsprache weiterbesteht. Die Ursachen für die Verdränung der mittelniederdeutschen Schriftsprache durch das Hochdeutsche, die sich im 16. Jahrhundert in den meisten städtischen Kanzleien Norddeutschlands vollzog, sind vielfältiger Natur. Mit dem Niedergang der hansischen Handelsmacht um 1600 verlor das

Landesbibliothek Oldenburg

Niederdeutsche mehr und mehr seine Bedeutung als Verkehrssprache. Einen Hauptgrund für die Zurückdrängung des Niederdeutschen sieht Sanders in einer von der gebildeten Oberschicht gepflegten Sprachmode, in der das muttersprachliche Niederdeutsch eine verhängnisvolle Mißachtung und das Hochdeutsche in Form der obersächsisch-meißnischen Sprache eine besondere Wertschätzung erfahren habe.[25] Damit mag zusammenhängen, daß die zwar nicht umfangreiche, aber beachtliche mittelniederdeutsche Literatur (z. B. Reynke de vos, 1498) keine Nachfolge fand, da sich die Schriftsteller und Dichter aus dem niederdeutschen Raum der hochdeutschen Literatur anschlossen.[26] Als Folge von Martin Luthers Bibelübersetzung, die 1534 im Druck vorlag, bildete sich die deutsche Hochsprache in der Auseinandersetzung mit der lateinischen Gelehrtensprache als eine eigenständige Kultursprache heraus.[27] Das konnte nicht ohne Auswirkungen auf das Niederdeutsche bleiben.[28] Und es ist auffallend, daß nach dem Erscheinen der Bibelübersetzung ein verstärkter Rückgang des Niederdeutschen in den norddeutschen Städten festzustellen ist.[29] Auch in den Kirchen setzte sich die hochdeutsche Sprache nach und nach durch. Im Schulunterricht war das Hochdeutsche zunächst nur Lehrfach, wurde aber bald zur allgemeinen Unterrichtssprache.
Aber bis etwa 1850 blieb die plattdeutsche Sprache die dominierende Alltagssprache Norddeutschlands.[30] Hochdeutsch war nicht die Regel, sondern die Ausnahme. Plattdeutsch war im wörtlichen Sinne Muttersprache: Die ersten Laute, die ein Kind vernahm, waren plattdeutsche Laute aus dem Mund der Mutter. Hochdeutsch war die Zweitsprache, die man erst in der Schule mühsam genug erlernte. Doch schon zu jener Zeit beklagte man den Rückgang des Plattdeutschen, besonders in den Städten. Hochdeutsch war die offizielle Sprache. Es wurde in allen Bereichen gesprochen, die für das berufliche Weiterkommen wichtig waren: in Schule, Kirche, Verwaltung, Rechtsprechung und Wirtschaft. Und es gab damals gewichtige Stimmen, die der Überzeugung waren, daß das Plattdeutsche für den Fortgang von Kultur und Wissenschaft hinderlich sei. So sagte etwa der Schriftsteller Ludolf Wienbarg, einer der führenden Köpfe der literarisch-politischen Bewegung des sogenannten Jungen Deutschlands, in seiner 1834 veröffentlichten Streitschrift „Soll die plattdeutsche Sprache gepflegt oder ausgerottet werden? Gegen Ersteres und für Letzteres":

> *„Sie (die plattdeutsche Sprache) ist dem Verstand der Zeit längst zu eng geworden, (. . .) und daher verurteilt sie den bei weitem größten Teil der Volksmasse in Norddeutschland (. . .) zu einem Zustand der Unmündigkeit, Roheit und Ideenlosigkeit, der von dem Zustand der Gebildeten auf die grellste und empörendste Weise absticht."*[31]

Solche und andere gegen das Plattdeutsche gerichtete Stellungnahmen trugen dazu bei, daß diese Sprache immer stärker in den Ruf geriet, minderwertig und primitiv zu sein. Obwohl die so verachtete Sprache mit dem Erscheinen der niederdeutschen Gedichtsammlung „Quickborn" von Klaus Groth im Jahre 1852 wieder zu neuer Ehre und Anerkennung kam, war der stetige Rückgang nicht mehr aufzuhalten. Auch in unseren Tagen erleben wir eine „Wiedergeburt" des Plattdeutschen. Es ist jedoch abzusehen, daß die plattdeutsche Sprache unter den heutigen Gegebenheiten in nicht mehr allzu ferner Zukunft aussterben wird.

Landesbibliothek Oldenburg

Der Hauptgrund dafür ist, daß immer weniger Eltern bereit sind, mit ihren Kindern plattdeutsch zu sprechen. Dieter Andresen:

> *„Eine Sprache lebt und stirbt mit ihren Sprechern. Und wenn die nicht mehr nachwachsen, dann ist es eben vorbei mit ihr. Wenn es keine Gemeinschaft mehr gibt, in der Plattdeutsch das vorherrschende, tägliche Verständigungsmittel ist, dann ist sozusagen der Humus weg, auf dem die Sprache gedeihen kann. Ohne Mutterboden gibt es keine Muttersprache."*[32]

Aber vielleicht ist das zu pessimistisch gesehen. Als eine einheitliche Sprache mit offizieller und überregionaler Geltung besteht die niederdeutsche Sprache ja schon seit dem Untergang der mittelniederdeutschen Schriftsprache nicht mehr. Sie existiert indessen weiter in den zahlreichen, lautlich und lexikalisch verschiedenen Mundarten, vor allem in den mehr ländlich strukturierten Räumen Norddeutschlands. So verwendet der überwiegende Teil der Landbevölkerung im Oldenburger Münsterland auch heute noch das Plattdeutsche als Umgangssprache. Am Arbeitsplatz und in den Betrieben, in den Gaststätten und Läden, beim „Nachbarschaftsschnack" und auf Versammlungen unterhält man sich im allgemeinen auf plattdeutsch.[33] Um 1940 herum sprachen im Kreis Cloppenburg noch 86 % der Eltern mit ihren Kindern plattdeutsch, im Kreis Vechta sogar noch über 91 %.[34] Im Jahre 1962 wurde an allen Schulen des Kreises Vechta eine Umfrage durchgeführt. Danach war die plattdeutsche Sprache für 46 % aller Schulkinder die Umgangssprache zu Hause und in der Nachbarschaft. Weitere 24 % benutzten das Plattdeutsche gelegentlich. In rein ländlichen Gegenden des Kreises Vechta sprachen immerhin noch durchschnittlich 65 bis 75 % der Kinder im Familienkreis plattdeutsch.[35] Eine von Franz Dwertmann im Jahre 1963 durchgeführte Untersuchung im Landkreis Cloppenburg zeigt, daß die Zahl der Kinder mit Plattdeutsch als Muttersprache bei Zunahme der Größe eines Ortes prozentual abnimmt: In den abgelegenen, kleinen Bauerschaften war für etwa 90 % der Kinder Plattdeutsch die Erstsprache, in der Stadt dagegen nur noch für rund 15 %.[36] Seit Mitte der sechziger Jahre ungefähr ist überall in unserem heimatlichen Raum ein rapider Rückgang des Plattdeutschen als Muttersprache festzustellen. Das soll an dem folgenden Beispiel demonstriert werden: 1963 hatten 42 % aller Schüler der Volksschule in Cappeln Plattdeutsch als Muttersprache, 1970 waren es im 2. und 4. Schuljahr der Grundschule noch 25 %, und 1980 waren es in der gesamten Grundschule (1. bis 4. Schuljahr) nur noch 3,3 %.[37] Und wieviel sind es heute? Mit großer Wahrscheinlichkeit 0,0 %! Für den Freund der plattdeutschen Sprache ist das wahrlich eine beängstigende Entwicklung. Man kann sich ausrechnen, daß bei gleichbleibenden Tendenzen in etwa siebzig bis achtzig Jahren im Oldenburger Münsterland und wahrscheinlich auch im übrigen Norddeutschland kaum noch jemand plattdeutsch reden wird. Muß man die Zukunft der plattdeutschen Sprache also doch so pessimistisch sehen? Ist der völlige Untergang unserer alten Muttersprache unvermeidlich? Vielleicht. Aber *noch* können wir etwas dagegen tun.

Erstens könnte man den Versuch unternehmen, junge plattdeutsch sprechende Eltern davon zu überzeugen, daß ihre Kinder in der Schule nicht benachteiligt sind, wenn sie mit Plattdeutsch als Erst- oder Muttersprache aufwachsen, denn ein Lehrer hat zweifellos weniger Schwierigkeiten, einem nur plattdeutsch

Landesbibliothek Oldenburg

sprechenden Schüler richtiges Hochdeutsch beizubringen, als ein im Elternhaus vielleicht fehlerhaft erlerntes Hochdeutsch zu verbessern. Voraussetzung dafür wäre allerdings, daß die plattdeutsche Heimatsprache im Schulunterricht endlich angemessen berücksichtigt wird und daß jedes plattdeutsch sprechende Kind in voller Anerkennung seiner Muttersprache behutsam zum Hochdeutschen hingeführt wird.[38] Aber zu glauben, daß Eltern von sich aus wieder anfangen, mit ihren Kindern von klein an plattdeutsch zu sprechen, ist wohl eine trügerische Hoffnung, eine Illusion. Dazu zwei Umfrageergebnisse: In der Gemeinde Cappeln antworteten im Jahre 1973 auf die Frage „Bringt die plattdeutsche Sprache Nachteile?" 52 % der befragten Familien mit „Ja". Die Frage „Sollte man heute noch mit der plattdeutschen Muttersprache beginnen?" wurde von 71 % verneint.[39] Darüber hinaus muß man beachten, daß die Zahl der jungen Eltern, die plattdeutsch sprechen können, vermutlich ohnehin nicht mehr allzu hoch ist, so daß es sehr fraglich ist, ob dieser Vorschlag eine ausreichende Grundlage bietet, um den Fortbestand des Plattdeutschen zu ermöglichen.
Aber man könnte – zweitens – vielleicht die Eltern dazu bewegen, ihren Kindern Plattdeutsch als Zweitsprache beizubringen. Dieser Vorschlag scheint nicht ganz so wirklichkeitsfremd zu sein wie der erste. Doch auch hier sind Bedenken angebracht. Was soeben über die Zahl der plattdeutsch sprechenden Eltern gesagt wurde, trifft natürlich hier ebenfalls zu. Und außerdem könnte es als eine unnötige Belastung empfunden werden, mit den Kindern auch noch plattdeutsch zu reden. Plattdeutsch als Zweitsprache in der Familie wäre nur dann wirklich sinnvoll, wenn es bewußt gepflegt werden würde. Aber wahrscheinlich sind nur sehr wenige Familien bereit, die dafür erforderliche Mühe aufzuwenden.
Das beste Mittel, der plattdeutschen Sprache das so dringend notwendige Fundament zu geben, besteht meiner Ansicht nach in der bereits häufig erhobenen Forderung, Plattdeutsch in angemessener Weise im Schulunterricht zu berücksichtigen; und zwar nicht nur in freiwilligen Arbeitsgemeinschaften, sondern auch und vor allem innerhalb des Deutschunterrichts. Die Möglichkeiten dazu sind gegeben. In ihrer Antwort auf die „Rote Mappe 1982" des Niedersächsischen Heimatbundes erklärte die Niedersächsische Landesregierung:

> *„Erfreulicherweise hat das Plattdeutsche an den Schulen in den vergangenen Jahren wieder Beachtung gefunden. Die neuen Rahmenrichtlinien für das Fach Deutsch in den einzelnen Schulformen tragen dieser Entwicklung insofern Rechnung, als sie die Möglichkeit eröffnen, nach den regionalen, lokalen und schulischen Gegebenheiten das Plattdeutsche in Sprache und Schrift zu pflegen und die plattdeutsche Literatur kennenzulernen."*[40]

Die Einbeziehung des Plattdeutschen in den Deutschunterricht müßte auf allen Ebenen der allgemeinbildenden Schulen erfolgen, in der Grundschule wie auch in den Sekundarstufen I und II.[41] Die folgende, auf den Bereich des ehemaligen Verwaltungsbezirks Oldenburg bezogene Statistik aus dem Jahre 1982 macht deutlich, daß noch viel zu wenig plattdeutscher Unterricht erteilt wird:[42]

Anzahl der Schulen	Rückmeldungen		Plattdeutscher Unterricht wird erteilt		
	absolut	prozentual	absolut	Prozentzahl bezogen auf die Rückmeldungen	Prozentzahl bezogen auf alle Schulen
510	475	93,1	96	20,2	18,8

Landesbibliothek Oldenburg

Für die Schulen im Oldenburger Münsterland wurden die folgenden Zahlen ermittelt:[43)]

Schulaufsichtsamt	Anzahl der Schulen	Rückmeldungen		Plattdeutscher Unterricht wird erteilt		
		absolut	prozentual	absolut	Prozentzahl bezogen auf die Rückmeld.	Prozentzahl bezogen auf alle Schulen
Cloppenburg	79	77	97,5	18	23,4	22,8
Vechta	56	54	96,4	13	24,1	23,2

Die oft zu vernehmende Aussage, es gebe nicht mehr genug Lehrer, die plattdeutschen Unterricht erteilen könnten, wird durch die folgenden Zahlen in ihrer Gültigkeit zumindest erheblich eingeschränkt:[44)]

Schulaufsichtsamt	Lehrer	
	die Plattdeutsch unterrichten	die dazu bereit sind
Wilhelmshaven	7	6
Delmenhorst	2	10
Oldenburg-Stadt	14	28
Oldenburg-Land	10	34
Wesermarsch	19	35
Ammerland	23	32
Friesland	8	27
Cloppenburg	39	116
Vechta	24	71
Gymnasien	7	20
Summen	153	379

Wenn die plattdeutsche Heimatsprache in der Schule eine breitere Berücksichtigung finden würde, dann wären die Voraussetzungen dafür geschaffen, daß auch die kritisierten ersten beiden Vorschläge an Anziehungskraft gewinnen würden.

Es bedarf aber noch weiterer Maßnahmen zur Förderung und Unterstützung der plattdeutschen Sprache. An den Universitäten müßten mehr Lehrstühle für niederdeutsche Philologie eingerichtet werden. Weder an der Universität Bremen noch an der Universität Osnabrück, Abteilung Vechta, ist diese Wissenschaft-Lehr- und Forschungsgegenstand.[45)] Darüber hinaus ist zu wünschen, daß mehr niederdeutsche Theaterstücke (und nicht nur Lustspiele!) aufgeführt und mehr niederdeutsche Hörspiele im Radio gesendet werden. Das Schreiben niederdeutscher Literatur (und nicht nur „Döntjes"!) sollte intensiver betrieben und gefördert werden. Im Behördenverkehr, in der Kirche und in den Massenmedien könnten mehr und neue plattdeutsche „Redesituationen" geschaffen werden. Aber jeder, der plattdeutsch sprechen kann, kann dazu beitragen, daß die plattdeutsche Sprache nicht nur erhalten, sondern gestärkt und weiterentwickelt wird, indem er nämlich einfach plattdeutsch spricht, sooft es geht.

Die plattdeutsche Sprache, unsere eigentliche Heimatsprache, gehört zum Oldenburger Münsterland wie die schwarzweißen Kühe, die grünen Wiesen und die roten Backsteinhäuser. Sie ist ein Bestandteil seiner und damit unserer Identität. Ohne die plattdeutsche Sprache wären wir um ein großes Stück ärmer. Die innige Zusammengehörigkeit unserer Heimat und ihrer Sprache kommt sehr schön in dem Gedicht „Min plattdütsch Land" von Heinrich Diers zum Ausdruck:

Landesbibliothek Oldenburg

Dat ist min Land! Min plattdütsch Land!
De Bäk, de treckt är sülwern Band.
De Kuckuck röppt, un liesen geiht
de Fröhwind öwer Wisch un Heid.
Un Kark un Kat un Appelbom
staht still un blied in'n Vörjahrsdrom.
Un ik gah wär an Moders Hand –
Dat ist min Land! Min plattdütsch Land!

Hier ist die plattdeutsche Sprache – um noch einmal mit Heidegger zu sprechen – „kraft ihres dichtenden Wesens (. . .) das inständig schenkende Hervorbringen der Heimat."[46] Damit erhält die in der Überschrift unbestimmt gebliebene bloße Beiordnung „Heimat *und* plattdeutsche Sprache" ihre eigentliche und wesentliche Bestimmung – im Sinne Martin Heideggers:

plattdeutsche Sprache a l s Heimat.

Anmerkungen:

1) Vgl. Ina-Maria Greverus, Auf der Suche nach Heimat. München 1979, S. 9.
2) Edb., SS. 224-246.
3) Vgl. Alexander Mitscherlich, Die Unwirtlichkeit unserer Städte. Anstiftung zum Unfrieden. Frankfurt/M 1965. Es heißt dort: „Die gestaltete Stadt kann ‚Heimat' werden, die bloß agglomerierte nicht, denn Heimat verlangt Markierungen der Identität eines Ortes." (S. 15). Auch der 1977 verstorbene Philosoph Ernst Bloch kritisierte die funktionalistischen und kommerziellen Zwecken gehorchende städtische Architektur und Stadtplanung; sie sei abgehoben „von wirklichen Menschen, von Heim, Behagen, Heimat." (in: Das Prinzip Hoffnung, Bd. 2, Frankfurt/M 1959, S. 861). Und auf Seite 869 heißt es: „Die funktionalistische Architektur reflektiert und verdoppelt ja ohnehin die eiskalte Automatenwelt der Warengesellschaft, ihrer Entfremdung, ihrer arbeitsgeteilten Menschen, ihrer abstrakten Technik."
   Auch Kleinstädte laufen Gefahr, in ihrer Stadtplanung wirtschaftlichen Aspekten weit größeren Vorrang zu geben als ästhetischen und ökologischen. So wird z. B. ein „schönes und interessantes" Baukonzept, das im Rahmen einer Diplomarbeit zur Gestaltung des sogenannten Heukamp-Grundstücks in Cloppenburg entworfen wurde, vermutlich ein Konzept bleiben, weil es keine optimale wirtschaftliche Nutzung beinhaltet und wohl auch zu teuer ist (vgl. „Um das Heukamp-Grundstück", in: 6. City-Fest 1983. Sonderbeilage der Münsterländischen Tageszeitung (MT) vom 22. September 1983).
4) Vgl. Greverus, a.a.O., S. 246.
5) Ebd., SS. 171-181.
6) Der gleichnamige „Bericht des Club of Rome zur Lage der Menschheit" erschien 1972 auf deutsch (Dennis Meadows u. a., Die Grenzen des Wachstums. Stuttgart 1972).
7) Vgl. Manfred Straka, „Heimat und Heimatforschung", in: Schule und Heimat. Beiträge zur Geschichte und Methodik des Heimatgedankens in der Schule. Graz 1964, S. 18.
8) Vgl. Jürgen Habermas, Erkenntnis und Interesse. Frankfurt/M 1968, SS. 178-203.
9) Vgl. Hermann Lübbe, „Das Recht, anders zu bleiben. Zur Philosophie des Regionalismus", in: Gerd-Klaus Kaltenbrunner (Hg.), Lob des Kleinstaates. Vom Sinn überschaubarer Lebensräume. München 1979, SS. 38-50. Lübbe sieht das Phänomen des Regionalismus, dem es um die Bewahrung regional geprägter Strukturen und Lebensformen geht, als eine Folge des sogenannten Fortschritts an. Ein alles gleichmachender und technokratisch gehandhabter Fortschritt hat den Regionalismus als eine Art Gegenströmung hervorgerufen. Die in den regionalistischen Bestrebungen zum Ausdruck gebrachten Erhaltungsansprüche sind nach Lübbe gerechtfertigt, weil darin die „Freiheit, in der wir voneinander kraft Herkunft verschieden sein dürfen" (S. 48), behauptet wird (vgl. dazu meine Besprechung des Lübbe-Aufsatzes in der MT vom 31. 1. 1984).
10) Zur semantischen Theorie der Eigennamen siehe: 1. Gottlob Frege, „Über Sinn und Bedeutung", in: ders., Funktion, Begriff, Bedeutung. Fünf logische Studien (herausgegeben und eingeleitet von Günther Patzig). Göttingen 1962, SS. 40-65.
    2. Michael Sukale, „Wahrheit, Referenz und Bedeutung in der modernen Sprachphilosophie", in: ders. (Hg.), Moderne Sprachphilosophie. Hamburg 1976, SS. 11-51.
11) Das wird beispielsweise durch die 1983 von mehreren Heimatvereinen aus dem Kreise Cloppenburg ins Leben gerufene „Gemeinschaft zur Erhaltung der alten Dorfnamen" zum Ausdruck gebracht. Diese bemüht sich darum, daß der Name von Ortschaften, die postalisch einem zentralen Ort

Landesbibliothek Oldenburg

untergeordnet sind, in der Postanschrift als Name für den Bestimmungsort bestehen bleibt und nicht durch eine Nummer, die hinter dem Namen des übergeordneten Ortes erscheint, ersetzt wird. So verlangt z. B. der Heimatverein Bühren, daß die Ortsanschrift weiterhin „4593 Bühren" und nicht „4593 Emstek 6" lautet (vgl. dazu meine Besprechung des in Anmerkung 10) genannten Lübbe-Aufsatzes).

12) Joachim Kuropka, Zur historischen Identität des Oldenburger Münsterlandes. Münster 1982.
13) Ebd., SS. 8-17.
14) Ebd., S. 17.
15) Ebd., S. 11.
16) Ebd., SS. 34-58.
17) Vgl. Martin Heidegger, „Sprache und Heimat", in: Aus der Erfahrung des Denkens 1910-1976 (= Gesamtausgabe Bd. 13). Frankfurt/M 1983, S. 156.
18) Ebd., S. 156.
19) Ebd., S. 156.
20) Vgl. Dieter Stellmacher, Niederdeutsch. Formen und Forschungen. Tübingen 1981, SS. 46-72.
21) Vgl. Willy Sanders, Sachsensprache, Hansesprache, Plattdeutsch. Sprachgeschichtliche Grundzüge des Niederdeutschen. Göttingen 1982, S. 33. Siehe auch Stellmacher, a.a.O., S. 47.
22) Vgl. Stellmacher, a.a.O., SS. 48 und 49.
23) Ebd., S. 47 und SS. 68-72.
24) Eine Ausnahme bildet das Saterland („Seelterlound") mit den Orten Scharrel, Ramsloh und Strücklingen. Die ursprüngliche Heimatsprache dieser Region ist die saterfriesische Sprache („Seeltersk"), die nicht zum niederdeutschen Sprachbereich gehört. Das Saterfriesische ist der letzte, lange Zeit durch seine Insellage inmitten unzugänglicher Moore bewahrte Rest des Ostfriesischen. Näheres über diese Sprache erfährt man aus dem Buche von: Marron Curtis Fort (unter Mitarbeit v. Hermann Dumstorf), Saterfriesisches Wörterbuch mit einer grammatischen Übersicht. Hamburg 1980.
25) Vgl. Sanders, a.a.O., SS. 153-171.
26) Vgl. Snacken un Verstahn. Dat drüdde Book. Das Niederdeutsche in der Sprachgeschichte, Literatur und Gesellschaft. Bearbeitet von Erhard Brüchert im Auftrag der Oldenburgischen Landschaft. (= Plattdeutsches Lesebuch für die Sekundarstufe II) Oldenburg 1983, S. 32.
27) An den Universitäten blieb das Lateinische vorerst weiterhin die Sprache der Gelehrten. Im Jahre 1688 hielt der Aufklärungsphilosoph Christian Thomasius (1655-1728) als erster Philosoph Vorlesungen auf deutsch.
28) Wenn Willy Sanders in seinem Buch auf Seite 161 sagt, daß der Reformation und Luther keine direkte Mitschuld am Untergang des Mittelniederdeutschen zugeschrieben werden kann, so hat er einerseits nicht unrecht, denn in den reformatorischen Kreisen bemühte man sich, die Menschen in Norddeutschland auch mit Hilfe der niederdeutschen Sprache anzusprechen. Luther selbst betraute seinen Freund Johannes Bugenhagen mit der Übersetzung seiner Bibel ins Niederdeutsche, die ebenfalls 1534 erschien. Aber andererseits kann man nicht übersehen, daß sich Luthers Bibelübersetzung auch in Norddeutschland durchsetzte und dadurch eine Zurückdrängung des Niederdeutschen mitverursacht hat.
29) Das bestätigen die folgenden Jahreszahlen, die den ungefähren Zeitraum angeben, in dem sich der Übergang zur hochdeutschen Schriftsprache in den Kanzleien der Städte vollzog: Danzig um 1550, Magdeburg 1550-1570, Braunschweig 1540-1600, Münster 1541-1571, Hamburg 1555-1600, Bremen 1555-1630, Oldenburg 1588-1635 (nach Sanders, a.a.O., S. 160). Sehr interessant wäre es, herauszufinden, wann dieser Übergang in den Städten und Gemeinden des Oldenburger Münsterlandes erfolgte.
30) Zu den Ausführungen in diesem Abschnitt siehe: Dieter Andresen, „Plattdüütsch - Moderspraak oder Modesprache", in: Quickborn. Zeitschrift für plattdeutsche Sprache und Dichtung. 73. Jg., Nr. 2, Hamburg 1983, SS. 115-125.
31) Vgl. Ludolf Wienbarg, Soll die plattdeutsche Sprache gepflegt oder ausgerottet werden? Gegen Ersteres und für Letzteres. Hamburg 1834, SS. 10 und 11. Im Zitat wurde die Rechtschreibung geändert und der heute geltenden angepaßt.
32) Vgl. Andresen, a.a.O., S. 123.
33) Leider gibt es derzeit keine genauen Angaben über die Zahl derer, die das Plattdeutsche mehr oder weniger gut beherrschen; auch nicht darüber, in welchem Umfang und wann sie davon Gebrauch machen. Das Institut für niederdeutsche Sprache in Bremen teilte mir brieflich mit, daß man auf Grund von Umfragen, die 1978 in den Regierungsbezirken Aurich und Osnabrück durchgeführt wurden, annehmen dürfte, daß 65 bis 75 % der Bevölkerung im Oldenburger Münsterland der plattdeutschen Sprache mächtig sind.

Landesbibliothek Oldenburg

34) Vgl. Werner Kuper, „Plattdeutsche Sprache im Oldenburger Lande", in: Oldenburg. Ein heimatkundliches Nachschlagewerk. Zusammengestellt von Franz Hellbernd und Heinz Möller. Vechta 1965, S. 533.
35) Ebd., S. 533.
36) Vgl. Franz Dwertmann, „Zur Situation der plattdeutschen Sprache", in: Jahrbuch für das Oldenburger Münsterland 1974. Herausgegeben vom Heimatbund für das Oldenburger Münsterland. Bearbeitet von Franz Dwertmann, Franz Hellbernd, Franz Kramer, Helmut Ottenjann, Alwin Schomaker. Vechta 1974, S. 134.
37) Ebd., SS. 132 und 135; sowie: ders., Entwicklung und Verbreitung der plattdeutschen Sprache im Oldenburger Münsterland. 1981. Manuskript.
38) Vgl. Sanders, a.a.O., S. 217.
39) Vgl. Dwertmann (1974), SS. 137-139.
40) Zitiert nach: Detmar Dirks, „Plattdeutsch für hochdeutsch sprechende Kinder", in: Quickborn. Zeitschrift für Plattdeutsche Sprache und Dichtung. 73. Jg., Nr. 3, Hamburg 1983, S. 210.
41) Dirks macht in seinem Aufsatz Vorschläge, wie das sinnvollerweise geschehen könnte. Er beschränkt sich dabei auf die Grundschule und Sekundarstufe I. Für den Plattdeutschunterricht auf der gymnasialen Oberstufe empfiehlt er das in der Anmerkung 26) bereits genannte Buch „Snacken un Verstahn III" (vgl. Dirks, a.a.O., SS. 210-212).
42) Vgl. Auswertung der Erhebung zum Stand des Plattdeutschen im Bereich des ehemaligen Verwaltungsbezirks Oldenburg. Osnabrück 1982. Manuskript, S. 6.
43) Ebd., S. 6.
44) Ebd., S. 61a.
45) An der Universität Oldenburg wurde am 4. April 1984 eine „Arbeitsstelle Niederdeutsch" ins Leben gerufen. Zu ihren Aufgaben gehört u. a. die Initiierung, Förderung und Betreuung von Forschungsarbeiten zur niederdeutschen Sprache und Literatur (besonders in ihren oldenburgischen und ostfriesischen Varianten) sowie zur Geschichte und Praxis der niederdeutschen kulturellen Einrichtungen im oldenburgisch-ostfriesischen Raum. (Vgl. „Denkschrift zur Gründung einer Arbeitsstelle Niederdeutsch an der Universität Oldenburg", in: Quickborn. Zeitschrift für plattdeutsche Sprache und Dichtung. 74. Jg., Nr. 3, Hamburg 1984, SS. 179-188).
46) Vgl. Heidegger, a.a.O., S. 180.

Landesbibliothek Oldenburg

ger auf Elektromasten ab. Oft wird das Nest durch einen Überbau über die Gefahrenzone hinaus gehoben, oder es werden besondere Pfähle für die brütenden Störche errichtet. Aber auch Nichtbrüter, vor allem Jungstörche, sind bedroht. Es gibt oft unmittelbaren Anflug an Leitungsdrähte mit tödlichen Folgen. Am gefährlichsten sind Mittelspannungsmasten, auf denen sich Störche gern niederlassen. Sind hier Stütz- und nicht Hängeisolatoren verwendet, sind bei großen, langflügeligen Vögeln wie dem Storch Kurzschlüsse unvermeidbar. Vor 30 Jahren begann man mit Wiederansiedlungsversuchen in der Schweiz, im Elsaß, in den Niederlanden, wo der einst blühende Storchbestand fast auf Null gefallen war. Man hatte großen Erfolg, denn es brüten dort wieder etwa 100 wildlebende Storchenpaare. In Südoldenburg muß die Sicherung und die Wiederherstellung von Nahrungsrevieren durch Schaffung von Feuchtgebieten zur Arterhaltung des Weißstorches vorrangig betrieben werden.

Die ornithologische Arbeitsgemeinschaft Cloppenburg

Das Betreuungsgebiet der Cloppenburger Geest und seine Vogelwelt

Von Reiner Zoch

Vorbemerkung

Vögel lassen sich praktisch überall und zu jeder Zeit beobachten. Sie haben von jeher den Menschen interessiert. Ihre Fähigkeit, nach Belieben vom Boden abheben und in den Lüften schweben zu können, ihr vielfach ästhetisch schöner Gesang, ihr oft farbenprächtiges Aussehen und ihr lebhaftes Wesen haben nicht nur Dichter und Denker, sondern auch breite Kreise der Bevölkerung dazu animiert, sich näher mit ihnen zu beschäftigen. Neben den wenigen professionellen Vogelkundlern, den Ornithologen, gibt es daher eine große Schar von Hobby-Ornithologen, die es zu einer unglaublichen Perfektion bei der Bestimmung und Beobachtung der Vögel gebracht haben. Diese Vogelkundler verfügen vielfach über etwas, was man an keiner Universität lernen kann: Geduld, Einfühlungsvermögen, Freilandpraxis und ein geschultes Auge, das gelernt hat, auch auf scheinbare Nebensächlichkeiten zu achten. Stärker als wohl irgendeine andere Wissenschaft wird die Ornithologie von Personen geprägt, die ihre Kenntnisse aus einigen wenigen Fachbüchern und sehr viel persönlicher Erfahrung gewonnen haben. Vogelkunde, Ornithologie, ist zum Volkssport geworden, in anderen Ländern noch stärker als bei uns. Die britische Vogelschutzgesellschaft beispielsweise, die Ende der 60er Jahre erst etwa 40 000 Mitglieder hatte, hat ihre Mitgliederzahl in den folgenden 10 Jahren etwa verzehnfacht. Es gibt viele Gründe dafür, daß Menschen aller Altersstufen und aus den verschiedensten Berufen Vögel beobachten. Früher hatten die Menschen weniger Zeit als heute und mußten länger und schwerer arbeiten, sowohl am Arbeitsplatz als auch zu Hause. Wer Vögel beobachten geht, hat neben körperlicher Betätigung in frischer Luft auch Freude am Naturerlebnis. Für

Landesbibliothek Oldenburg